

Abonnements-Bedingungen:
Monatlich 3.35 RM, monatlich 1.10 RM,
wöchentlich 25 Pf. frei ins Haus.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
Beträgt für die hochgehaltene Annoncen-
zeile oder deren Raum 60 Pf., für
politische und gesellschaftliche Beiträge...

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 23. Februar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Die Sittlichen.

An ein und demselben Tage der letzten Woche unter-
nahm der Landsturm der Sittlichkeitsfanatiker im Reichstag
wie im preussischen Landtag einen wütenden Angriff gegen
den Popanz, den sie sich selber zurechtgemacht, und in beiden
Parlamenten ging es zu, wie es der „Simplicissimus“-Thoma
einmal gezeichnet:

Die dicke Luft Söttiens weht im Hause;
Verschlafen glockt so mancher Kunstbanuse,
Indes die Redner nacheinander wühlen
In sogenannten Sittlichkeitsgefässen.

Im Reichstag tanzte Herr Dertel mit der weißen Weste
den Tanz der sieben Schleier und enthielt gar wunderbar,
was es mit dem Kunstverständnis eines ehemaligen sächsischen
Oberlehrers und konservativen Chefredaktors auf sich hat,
als er Sezessionisten, Kubisten und Futuristen unbedenken
in einen Topf warf und sie alle drei der „Unsitlichkeit“ bezichtigte.

Der Leiter der „Deutschen Tageszeitung“ konnte aber
nur die Nachbildungen unbedeckten Fleisches mit der Geste
eines entrüsteten Kapuziners aufstorn nehmen, denn wie
er unlängst im Zirkus Busch versicherte, kennt er — o ahnungs-
loser Engel! — von Berlin nur zwei, drei Straßen und weiß
darum nicht Bescheid um das sündhafte Fleisch, das sonst in
diesem Nabel zur Verlockung selbst der fernsteifen Männer
mit Schollengeruch dient.

Ein ironischer Witz des Zufalls aber legte die konser-
vativen Entrüstungsalbadereien in dieselbe Woche, in der
Ostfeldiens agrarischer Hoerborn in Berlin zur Bündlerporade
aufmarschierte. Als im Zirkus Busch Herr Dr. Dieberich
Sahn seine demagogische Rede mit einem Zitat aus dem
„Vorwärts“ begann, das sich mit den nächtlichen Großstadt-
freunden der „Triarier seiner Majestät“ beschäftigte, da
prasselten — die Regie klappte überhaupt wie immer gut —
die Pini-Salben, als würden sie aus Maschinengewehren ge-
feuert. Aber man schalte! Aber man nicht zuviel Entrüstung!
Denn das „Berliner Tageblatt“ ist auf den dankenswerten
Einsfall gekommen, in einer Reihe von Nachtlokalen eine Um-
frage über den Einfluß der landwirtschaftlichen Worte auf die
Besuchsziffer zu veranstalten. Das Ergebnis wird weder
dem Herrn Dr. Dertel noch dem Freiherrn Schenk zu
Schweinsberg besonders lieblich ins Ohr tönen, denn es
zeigt, daß die Triarier sich nicht nur auf ihrer gefeierten
Scholle, sondern auch auf dem geschmächten Asphalt sehr wohl-
fühlen können. Im Admiralskafino nämlich erklärte man:
„Es waren in allen unseren Etablissements sehr die Landwirte,
der Besuch bedeutend stärker als sonst.“ Im Moulin Rouge:
„Der Besuch war weit stärker, prozentual nicht feststellbar.“ Im
Palais de Danie und in Mascotte: „Der Besuch beider Lokale
war in der landwirtschaftlichen Woche viel stärker. Er betrug
etwa 20 Prozent mehr.“ Am Sonntag und Montag war ein
besonders großer Ansturm auf die billigen Plätze im Palais
de Danie, so daß um ein Uhr gesperrt wurde und hunderte
von Personen abgewiesen werden mußten.“ Und so weiter. Das
sind urfundiiche Beweise, an denen nicht zu rütteln ist, aber
nichtsdestoweniger werden die konservativen Güter der „Sitt-
lichkeit“ bei der nächsten Gelegenheit wieder gegen alles an-
stürmen, was sich nicht den Geboten ihres muffigen Ruder-
tums fügt.

Aber bei einem wirklichen Sittensskandal, wie ihn der
Deuthener Mädchenhändlerprozeß eben aufgedeckt hat, halten
sie hübsch den Mund. In seiner Art handelt es sich hier um
ein Seitenstück zu dem Kölner Polizeikompl. Jahrelang
konnte der „König von Myslowitz“, wie wegen seines Reich-

tums und seiner Machtfülle der Angeklagte Cubelski ge-
nannt wurde, sein lichtscheues Handwerk ungestrast und un-
gestört treiben, denn er lagte diesseits wie jenseits der
Grenze nicht mit reichlichen Handjohlen für die Aufsichts-
beamten. Tausende von Kubeln ließ er springen, um den
russischen Grenzschutz vom Dienhospart bis zur Dreikaiser-
ecke die Augen zuzubrühen, und auch die preussischen Grenz-
solaken grinsten seinem Treiben Gewährung, wenn er ihnen
wohlbemeßenen Bockschich in die biedereren Häute drückte. Der
Polizeikommissar Selle, der wichtigste Mann im Myslo-
witzer Grenzaufsichtsdienst, wurde sogar von Cubelski
förmlich ausgehalten, so daß dieser nicht nur als gerissener
Auswandereragent dem Gesetz sein Schnippschen schlagen,
sondern auch als gewissenloser Mädchenhändler Woche für
Woche seine unglücklichen Opfer ungehindert ins Preussische
schaffen konnte, von wo sie, meist in die Vordelle Südamerikas,
weiter verfrachtet wurden. Selbst der Staatsanwalt im
Prozeß gegen den Lumpen Cubelski gab zu, daß dank der
Bestechung der Polizeiorgane, Myslowitz das Einfallstor für
den internationalen Mädchenhandel von Russland her, und
außerdem die Kongreßstadt der Mädchenhändler ge-
worden sei, die sich hier — unter dem Schutze von königlich
preussischen Polizeibeamten! — zu wichtigen Zusammen-
künften aus Argentinien wie aus Russland einfinden. Für
Polizeibeamte aber, die den Mädchenhandel bekämpften, war
in Myslowitz kein Raum: sie wurden, wie Helena,
auf einen geheimnisvollen Wink von irgendwoher schleunigst
entfernt. Fügt man hinzu, daß der „König der Mädchen-
händler“ auch als politischer Agent die Gunst der preussischen
Behörden genoss und daß die Hamburg-Amerika-Linie durch
ihren einflussreichen Agenten Weichmann an der ganzen
widerlichen Schmutzgeschäfte beteiligt war, so rundet sich das
Ganze zu einem lieblichen Genrebildchen aus dem offiziellen
Preußen, das unter der Einwirkung des hochgefeierten
Kapitalismus sich von innen heraus zerlegt und verkauft.

Preussische Polizeikommissare als Protektoren von
Mädchenhändlern — lohnt das nicht den Kampf gegen eine
wirkliche Unsitlichkeit, Herr Dertel? Eine preussische
Stadt der Kongreßstadt des internationalen Mädchenhandels —
sollte nicht das der dunkelste Fleck in Preußen und dem
DeutschenReiche sein, Herr Schenk zu Schweinsberg?
Aber die Sittlichen konservativer Prägung wenden sich ent-
rüstet ab, denn die Polizei, die Polizei, die Polizei ist einer
der Stützpfeiler des faulen Systems, das sie vertreten, und
darum muß die Polizei, die Polizei, die Polizei geschützt wer-
den. Und auf ein bißchen Mädchenhandel mehr oder weniger
kommt es schließlich auch gar nicht an.

Volksurteil über Richterurteil.

Frankfurt a. M., 22. Februar. (Privattelegramm
des „Vorwärts“.)

Das unerhörte Urteil der Frankfurter Strafkammer
gegen Genossin Rosa Luxemburg hat bereits in Frank-
furt-Banau zu einem flammenden Massenprotest ge-
führt. Während sich draußen auf den Straßen der Mummens-
chanz austobte, fanden drei mit vielen Tausenden gefüllte
Protestveranstaltungen statt, in denen Genossin Luxem-
burg und ihre beiden Verteidiger, Dr. Kurt Rosenfeld
und Dr. Lehn-Frankfurt, referierten. Die Veranstaltungen,
in denen die Referenten oftmals mit nicht endemwollendem
Beifall unterbrochen wurden, waren ein Beweis dafür, wie
wenig die Härte der Justiz den Mut von Sozialdemokraten zu
brechen vermag.

Die aufrichtige Begeisterung über den moralischen Sieg, den
wir errungen haben, so rief Genossin Luxemburg den Tau-
senden entgegen, hat, wie ich sehe, Sie genau so wie mich ergrißen.
Wir haben allen Grund, begeistert, froh und stolz zu sein,
weil unsere Feinde durch dieses Urteil gezeigt haben wie sie vor
uns zittern. Man glaubt nun, einen Schlagruf gefunden zu haben,
Jeder, der es wagt, an den Grundfesten des Staates zu rütteln,
der wird zwölf Monate ins Gefängnis gesperrt. Aber dieser
Glaube ist irtümlich. Als ob 12 Monate ein Opfer wären für einen
Menschen, der in der Veruch die Gerechtigkeit hat, für die ganze
Menschheit zu kämpfen. Dieser Prozeß beleuchtet so richtig unsern
ganzen Klassenstaat. Hier stehen sich zwei Welten gegenüber,
die wegen der vollständigen Unfähigkeit, unsere Ziele zu begreifen,
nicht überbrückt werden können. Deshalb gibt es keinen Bar-
don! Man wollte ein Opfer treffen, aber was bedeutet die
Lappalie von einem Jahr Gefängnis gegen jenes Löttauer
Schreckensurteil, das jetzt sein zehnjähriges Jubiläum feiern kann.
Gibt es nicht schon Opfer massenhaft? Sind die Tausende von Fa-
milien, die in Not und Elend leben, nicht auch ein Opfer des
Klassenstaates? Aber je mehr Opfer, um so mehr werden sich um
uns scheren.

Doch dieses Urteil hat auch politische Bedeutung. Seit
dem berühmten Liebnichtschens Hochverratsprozeß haben wir ein
solches Urteil nicht mehr erlebt. Damals mußte man sich noch
unter die Fittiche des Hochverrats flüchten, heute genügt schon der
§ 110, um auf ein annähernd gleiches Strafmaß zu kommen.
Dieses Urteil hat, wie mein Verteidiger Dr. Rosenfeld ganz richtig
ausführte, die Reform des Strafgesetzbuches vorweg genommen, das
eine ausgesprochene Klassenrichtung gegen die Sozialdemokratie hat.
Die Zeichen der immer härter werdenden Reaktion geben uns die
Lehre, daß wir unsere Aufmerksamkeits verdoppeln und daß wir
zum Angriff übergehen müssen, wenn wir uns nicht alles gefallen
lassen wollen. (Stürmischer Beifall.)

In dieser Beziehung gibt uns der Prozeß noch andere heu-
rige Lehren. Er erweist sich als ein Teil von jener Kraft, die
stets das Böse will und doch das Gute schafft. Der Staatsanwalt
hat die Höhe des Strafmaßes damit begründet, daß er sagte, er
habe den Lebensnerv des heutigen Staates treffen wollen. Sie
hören, verehrte Anwesende, die Agitation gegen den heuti-
gen Militarismus ist ein Angriff auf den Lebensnerv
des Staates. Sie sehen, der Lebensnerv unseres heutigen
Staates ist nicht der Wohlstand der Massen, nicht die Liebe zum
Vaterlande, nicht die ganze Kultur, nein, es sind die Bajanerie.

Dieses offene Bekenntnis des Staatsanwalts wollen wir fest-
halten und als die wichtigste Lehre mit nach Hause nehmen.
Gegen diesen Lebensnerv wollen wir kämpfen vom Morgen bis
zum Abend mit all unserer Kraft. Wenn unsere preussischen
Staatsanwälte des rohen Glaubens sind, daß unsere Hauptmittel
im Kampfe gegen den Militarismus darin bestehen, daß wir den
Soldaten in dem Augenblick hindern wollen, wenn er den Arm
hebt, um die Waffe loszudrücken, so irren sie sich. Die Hand wird
vom Dorn geleitet. Auf dieses Dorn wollen wir einwirken, das ist
geistiges Sprengpulver. (Stürmischer Beifall.)

Und noch etwas möchte ich hier sagen, was ich verschmähte, dem
Staatsanwalt gegenüber auszuführen: Er hat auf meine besondere
Geißelhaftigkeit hingewiesen, weil ich dem extremsten radikalen
Flügel unserer Partei angehöre. Aber wenn es gilt, gegen den
Militarismus zu kämpfen, da sind wir alle einig, da gibt es
keine Richtungen. (Beifall.) Da stehen wir alle wie eine Mauer
gegen diese Gesellschaft. (Brausender Beifall.)

Es ist nicht die Rosa Luxemburg, es sind heute bereits zehn
Millionen Todesfeinde des Massenstaates, Parteigenossen! Jede-
r Wort der Urteilsbegründung ist ein offenes Eingeständnis unserer
Macht. Jedes Wort ist ein Wort der Ehre für uns. Darum
beißt es für mich, wie für Euch: Zeigen wir uns dieses Ehrenurteils
würdig. Wollen wir immer eingedenk sein der Worte unseres
verstorbenen Führers August Bebel: Ich bleibe bis zu meinem
letzten Atemzug der Todesfeind der bestehenden Gesellschaft. (Zu-
beholder Beifall.)

In den Versammlungen wurden folgende Reso-
lutionen angenommen:

Die heutigen Massenversammlungen erheben flammende
den Protest gegen das die Genossin Luxemburg zu einem
Jahr Gefängnis verurteilende Erkenntnis der Frankfurter Strafkammer.
Die Versammlung sieht in dem Urteil das Zugeständnis,
daß die sozialdemokratische Partei in ihrem Kampfe gegen
den Militarismus den heutigen Massenstaat in seinem Lebens-
nerv trifft. Sie geloben, in Zukunft noch viel schärfer als bisher,
gemäß den Worten des Staatsanwalts als Todesfeind der bestehen-
den Gesellschaftsordnung bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.

Nach Schluß der Versammlung kam es zu einem Zu-
sammenstoß mit der Polizei, die die Straßen ab-
sperrte. Es gelang aber plötzlich der Genossin Luxemburg,
in Begleitung zweier Parteigenossen unerkannt die Schutz-
mannschleife zu durchbrechen.

Rechtsanwalt Dr. Rosenfeld hat gegen das Urteil der
Strafkammer Revision angemeldet.

Wahlrechtsdemonstration in Braunschweig.

Braunschweig, 22. Februar. (Privattelegramm
des „Vorwärts“.) In einer Massenversammlung sprach
heute Genosse Ströbel über den politischen Massenstreik.
In einer Resolution fordern die Versammelten das gleiche
Wahlrecht und erklären, gegebenenfalls vor dem ähnersten
Mittel, dem Massenstreik, nicht zurückzu-
sichrecken. Zugleich wurde gegen die Verurteilung der
Genossin Rosa Luxemburg entrüsteter Protest erhoben.

Die Massen formierten sich dann zu einem ge-
waltigen Demonstrationsszug durch die Straßen
der Stadt. Die Polizei hatte wieder zahlreiche Straßen ab-
gesperrt, das Militär war konfigniert. Zu ersten Zu-
sammenstößen kam es jedoch nicht, wenn auch einmal blank
gezogen wurde. Mehrere Verhaftungen wurden vor-
genommen.

In einer demokratischen Versammlung forderte Herr
v. Gerlach zur Teilnahme an dem Wahlrechtskampf und
den Straßendemonstrationen auf.

Das unanständige Gesetz.

In Hast und Heimlichkeit wird es vorbereitet, das unan-
ständige Gesetz, das den Frauen vorschreiben will, wieviel Kinder sie
zur Welt zu bringen haben. Der parlamentarische Mechanismus
wurde bei diese Gelegenheit um eine neue Spezialität bereichert,
die diskrete Gesetzgebung. Statt ihm öffentlich zur Diskussion
vorzulegen, hat man den Entwurf in aller Stille in Wandel-
gängen und Wirtschaften zum Unterschreiben herumgereicht und
sich auf diese Weise durch politische Gefälligkeitsakzente — wie
man glaubt — eine Mehrheit gesichert.

Es ist aber zur Ehre dieser parlamentarischen Kreuzschreiber
anzunehmen, daß keiner von ihnen auch nur eine Minute überlegt
hat, was er da unterschrieb. Man hat unterschrieben, weil der
und jener schon auf der Liste stand, man hat unterschrieben, weil
man darum gebeten wurde und weil man gehört hatte, daß die
Unterschriftleistung höhererorts gewünscht werde. (Windend)

Können aber diese Unterschriften selbstverständlich nicht sein. So gut wie jeder Antragsteller das Recht hat, seinen Antrag zurückzuziehen, hat auch jeder Mitunterzeichner das Recht und die Pflicht, gegen den Antrag zu stimmen, sobald er sich von seiner Schädlichkeit überzeugt hat. Darum braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben, daß ein Teil der Abgeordneten, die unter Ausbeutung ihres Reichthums und ihrer Unerfahrenheit zur Mitunterzeichnung verleitet wurden, von dem ungültigen Pakt zurücktreten und sich auf ihren gesunden Menschenverstand wieder zurückbesinnen werde.

Es ist jetzt die Aufgabe der Wissenschaft, der Wähler und der Presse, den Herren Abgeordneten die nötige sexuelle Aufklärung zuteil werden zu lassen und sie davon zu überzeugen, daß sie im Begriffe sind, etwas höchst Unanständiges und etwas ganz Unsinntiges zu tun. Der Gesehentwurf, der den Verkauf von empfängnisverhütenden Mitteln verbietet, verdient ein Verbrechen genannt zu werden, wäre er nicht ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Er ist indes so völlig zweckwidrig, daß man kaum noch imstande ist, sich über seinen Zweck zu entrüsten.

Könnte der Entwurf erreichen, was er erreichen will, so wäre er der schwerste Eingriff in die persönliche Freiheit, der jemals von der Gesetzgebung versucht worden ist, und von diesem Gesichtspunkt ist er grundsätzlich auf das Schärfste zu bekämpfen. Wenn die Sozialdemokratie diesen Kampf aufnimmt, so tut sie das nicht — wie manche Gegner läugerisch behaupten, weil sie den Geburtenrückgang zu fördern bestrebt ist, sondern weil sie Respekt hat vor der persönlichen Freiheit des Weibes, das nun und nimmer durch staatliche Zwangsgeetze zur Gebärflavin erniedrigt werden darf. Der eheliche Verkehr ist kein Gegenstand der gesetzlichen Reglementierung.

Der Geburtenrückgang, der ein Krebsgeschwür des Volkslebens ist, darf nicht durch Mittel geheilt werden, die noch schlimmer sind als die Krankheit selbst. Es ist eine Ausgeburt gesetzgeberischen Wahnsinns, wenn man versucht, das Volk zu stärkerer Vermehrung zu zwingen. Das wäre das Ende jeder, auch der letzten persönlichen Freiheit.

Aber natürlich, dieser Zweck wird niemals erreicht werden! Ebenjot kann man Wasser in Sieben tragen und das Nicht in Säcken fangen, wie den natürlichsten und geheimsten Funktionen der Geschlechter mit Paragraphenwerk bekommen. Wenn die Herren Gesetzgeber wirklich so unwissend sind, wie sie sich stellen, so können sie von jedem Frauenarzt erfahren, daß man zwar die empfängnisverhütenden Mittel verbieten kann, aber nie die Empfängnisverhütung selbst. Ja, man kann auch nicht einmal die Mittel schlechtweg verbieten, sondern nur einzelne verhältnismäßig seltene Mittel, weil die anderen teils in ihrem Gebrauch zu vielseitig, teils aus gesundheitlichen Gründen zu notwendig sind, als daß man ihren Verkauf verbieten könnte. Schließlich werden auch die wenigen Mittel, die man auf die Verbotliste stellen kann, immer wieder auf Schleichwegen in den Handel kommen und dem besser zahlenden Publikum zugänglich bleiben. Würde damit nicht gerechnet, so wären ja die besser situierten Schichten, in denen die Geburtenrückgang gang und gäbe ist, die ersten, die sich gegen das Verbot zur Wehr setzen.

Die Statistik des nächsten Jahres wird wahrscheinlich den Beweis erbringen, daß die Wirkung des Gesehentwurfes trotzdem enorm war — nämlich in umgekehrter Richtung. Wären die Herren Antragsteller nicht von allen guten Geistern verlassen, so hätten sie über die Folgen ihres Vorgehens nicht im Zweifel sein können. Die Aufwählung der öffentlichen Meinung, die erzwungene allgemeine Erörterung eines so heißen Themas wird unzähligen Menschenpaaren neuen Stoff zum Nachdenken bieten, und sie werden die Frage, die sich ihnen aufdrängt, nicht nach Gesichtspunkten irgendeiner Rassenlehre entscheiden, sondern im Sinne des Wohlergehens ihrer eigenen Familie. Der Geburtenrückgang läßt sich nicht aufhalten durch Schreiben, Reden und Dekretieren. Je mehr über ihn geschrieben, geredet und dekretiert wird, desto rascher setzt er sich durch.

Aschermittwochbußandacht. *)

Wiederum hat es in diesen Tagen sündhafter Karnivals- und Fleischeslust dem Herrn über Leben und Tod gefallen, ein Menschenkind in sein himmlisches Reich abzurufen, das die Erlösung von seinem Leibes krankheit von der Kraft des Gebetes erwartete. Wiederum ist die in dem Herrn Entschlafene eine Angehörige jener Gemeinschaft, die auf den Bühnen unseres allergnädigsten Königs und Landesherren die Schauspielkunst ausüben hat. Wiederum haben die glaubenslosen Zeitungen und die ärztlichen Gottesläugner das Geschehen verlästert und verspottet. Und wiederum sind die Mächte des Antichrist mit teuflischer Bosheit am Werk, das innige Sichverfehlen in Gott und die kindliche Zwiesprache mit dem Allmächtigen, wie solche im Gebete der Kinder Gottes vor sich geht, als eitel Selbstbetrug und törichten Irrewahn abzutun.

Ich aber sage: Wohl Dir, Alte von Arnault, königliche Hofschaulspielerin, daß Du gleich jener Ruscha Dame-Beetman heimgegangen bist im felsenfesten Glauben an Deinen Erlöser, daß Deine Seele getragen worden ist auf den Flügeln des Gebetes in den Schoß Abrahams, daß Du gering geachtet hast die Mitzuren und Tränke der Ärzte und Dein leibliches und ewiges Heil in die Hand dessen gelegt hast, der alle Poare auf unserem Haupte gezählt.

Und so will ich denn für den Tag, der grau wie die Asche, die Hiob auf sein Haupt streute, hineinragt in die Tage hunder Sinnenlust, die die papistischen Zerlechten im Kirchenjahre dulden, meine Stimme erheben und Reugnis ablegen vom Heile der Gotteskindschaft und von der Kraft des Gebetes.

Dem Allmächtigen sei Dank, daß meine Stimme nicht sein wird wie die des Predigers in der Wüste. Werden doch gerade in diesen Tagen die Männer immer zahlreicher, die für christliche

*) Anmerkung der Redaktion. In der gutgeleiteten bürgerlichen Presse kommen auch berufene theologische Mitarbeiter zum Worte. Vom „Reichsboten“, von der „Germama“, der „Kreuzzeitung“ und so weiter bis zum monistischen „Berliner Tageblatt“ schreiben an den kirchlichen Feiertagen im Leitartikel kirchlichste von verschiedenartiger Herangehörigkeit. Auch wir wollen, da uns die Notwendigkeit einer besseren Ausgestaltung unseres Blattes so oft von Freund und Feind unter unsere Ignoranz gerufen wird, diesem schönen Brauche folgen. Es ist uns gelungen, den Herrn Hofprediger und Stadtmissionar Gotthold Ehrlich als Augenbrech als theologischen Mitarbeiter zu verpflichten. Der Herr ist weiteren kirchlichen Kreisen bekannt als Verfasser der Predigtspalten „Sündenkrämpfe“ und „Gotteslämmelein“.

Die Antragsteller können ihrer Sache nur noch einen Dienst erweisen, indem sie ihren Antrag sang- und klanglos verschwinden lassen und dafür sorgen, daß so rasch wie möglich Gras darüber wächst. Bestehen sie aber auf ihrem unsinnigen Voratz, dann wird der Skandal, den sie erregten, mit jedem Tage größer werden und seine Folgen werden sehr unheilvoll sein. Die Franzosen werden sich dann nicht lange mehr über die stärkere Zunahme des deutschen Volkes zu beklagen haben.

Politische Uebersicht.

Konservativer Wahlschwindel in Jerichow.

Die von den Konservativen am Wahltage von Jerichow verbreitete Nachricht, der liberale Kandidat Kobelt hätte die Parole ausgegeben: keine Stimme dem Sozialdemokraten, entpuppt sich als ein frecher Wahlschwindel. Die Herr Kobelt teilt, hat er überhaupt keine Wahlparole ausgegeben, ja, es ist gar niemand deshalb an ihn herangetreten! Zur Widerlegung der Lüge noch etwas rechtzeitig zu unternehmen, dazu war es natürlich zu spät, und mancher Liberale hat sich durch den Schwindel täuschen lassen. Für die Konservativen ist aber diese skrupellose Handlungsweise recht bezeichnend.

Das laudinische Joch des Militarismus.

Die konservative Blätter berichten, hat die preussische Heeresverwaltung die Verlegung einer Garnison nach Zabern an Bedingungen geknüpft.

Dem Bürgermeister Knöpfler in Zabern sind zwei Fragen vorgelegt worden:

1. Können Sie, falls die Garnison in Zabern wieder belegt wird, gewisse Garantien bieten, daß die öffentliche Ruhe und Ordnung nicht wieder in der Weise gestört wird, wie es im November 1913 der Fall war?

2. Haben Sie einen Einfluß auf den Verleger Wiebicki bzw. wollen Sie Ihren Einfluß auf Wiebicki geltend machen?

Bürgermeister Knöpfler hat anständigweise die Fragen verneint und es abgelehnt, dem Militarismus zuliebe einen Angriff auf die Pressefreiheit zu versuchen. Die Episode zeigt aber wie weit die Annahmungen des Militarismus schon gehen.

Die Techniker im Kampfe.

Trotz des Kornelastreibels, der sonst alles geistige Leben in der rheinischen Hauptstadt lähmt, gelang es dem Bunde der technisch-industriellen Beamten am Freitag in Köln eine Riesensammlung von Privatangehörigen zusammenzubringen. Viele Hunderte mühten umher, weil sie nicht mehr in den überfüllten Saal eindringen konnten. Die Ursache der Versammlung war die Wahregelung zweier Techniker in der großen Maschinenbauanstalt Humboldt in Köln-Koll durch den Generaldirektor Joerner, der nebenher liberaler Stadtverordneter ist. Die beiden Vertrauensleute des Bundes der technisch-industriellen Beamten hatten sich an die Spitze einer Bewegung zugunsten der Regelung der Urlaubsverhältnisse im Humboldt gestellt. Es wurde ihnen dann nahegelegt zu kündigen, und als sie es selbst nicht taten, wurde die Kündigung selbstverständlich unter Hinweis auf mangelhafte Leistungen, Disziplinwidrigkeiten usw. ausgesprochen. Weicher Art die Urlaubsverhältnisse im Humboldt sind, geht daraus hervor, daß ein Prokurist sich rühmte, seit dreißig Jahren keinen Urlaub gehabt zu haben. Die Urlauberteilung ist ganz willkürlich und der Urlaub beträgt meist nur einige Tage. Bezeichnend ist, daß man in einer Abteilung für je 10 Ueberstunden einen Tag Urlaub gibt, für die Firma ein famos Geschäft, denn der Arbeitslohn der Techniker beträgt sonst nur 8 1/2 Stunden.

Die große Versammlung, in der als Hauptredner Timm (Düsseldorf) und Granzin (Stuttgart) auftraten, nahm zu diesen Vorkommnissen scharf Stellung und gelobte unter allen Umständen, das Koalitionsrecht hochzuhalten. Bezeichnend für den Geist der Versammlung ist die Tatsache, daß sie den Vertreter der Sozialdemokratie — Genossen Sollmann — stürmisch begrüßte und auch dem Redner der freien Gewerkschaften, Arbeitersekretär Bartels, jubelnd zustimmte. In solcher Umgebung liegen sich selbst die Vertreter der zahllosen Harmonieverbände — Leipziger, 1888er usw. — zu radikalsten Reden hinziehen; freilich mußte der 1888er

sich in der Versammlung sagen, daß das Humboldtwerk in dieser famos Organisation unterstühendes Mitglied sei. Zwei juristische Beisitzer wurden zwar ruhig angehört, konnten die Versammlung aber nicht von dem „Wohltun“ der Firma überzeugen. Ihnen wurde unter tosenden Kundgebungen geantwortet, daß das ewige Wohltun beleidigend sei. Die Angestellten forderten ihre Rechte. Am 1 Uhr nachts nahm die sturmgepeitschte Versammlung, wie sie Köln von Privatangehörigen noch nicht erlebt hat, diese Entschließung an:

„Die am 20. Februar im „Fränkischen Hof“ versammelten Privatangehörigen Köln erblicken in der Kündigung der beiden Ingenieure bei Humboldt eine Wahregelung und protestieren aufs Schärfste gegen eine derartige Verwendung wirtschaftlicher Uebermacht zur Unterdrückung der freien Meinungsäußerung mit dem Zweck, die Angestellten von der Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gegenüber der Firma zurückzuhalten. Den gemahregelten Kollegen spricht die Versammlung ihren Dank und ihre Anerkennung aus.“

Die Würde des Menschen im Soldaten.

Am Sonnabend wandte sich Genosse Koble im Reichstag mit aller Schärfe gegen das Niederreiten der Würde des Menschen im Soldaten. Am selben Tage zeigte eine Verhandlung vor dem Kriegsgericht der 7. Division in Magdeburg erneut, wie notwendig diese Kritik ist. Vor dem erwähnten Gericht hatte sich der Unteroffizier August Liebert von der 1. Komp. des Inf.-Regt. Nr. 66 zu verantworten, weil er gelegentlich einer Zimmerrevision, bei der er einen schmutzigen Spudnapf fand, dem für die Reinigung des Spudnapfes verantwortlichen Musketier Rowad den Befehl gab: „Stechen Sie die Nase in den Spudnapf!“ Der Musketier zögerte begreiflicherweise, dem Befehl des Unteroffiziers nachzukommen, worauf dieser ihn wiederholte und so den Soldaten schließlich zwang, daß er seine Nase in den ekel-erregenden Inhalt des Spudnapfes steckte. Der Angeklagte suchte sich damit auszuwehren, daß sein Befehl nur die Bedeutung gehabt habe, der Musketier solle sich den schmutzigen Spudnapf einmal genau ansehen. Durch Zeugenausagen wurde diese Darstellung indessen widerlegt. Das Kriegsgericht verurteilte den Herrn Unteroffizier zu vier Wochen Mittelarrest.

Zum Friedensschluß im Krankenkassenstreit.

Nachdem Ende Dezember ein Abkommen zwischen Ärzten und Krankenkassen auf zehn Jahre zustande gekommen ist, hält der Reichsverband Deutscher Ärzte seine Aufgaben für gelöst. Eine Versammlung des Verbandes beschloß daher am Sonntag in Berlin die Auflösung des Verbandes.

Bergarbeiterstreik in Frankreich.

Paris, 22. Februar. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Der konsolidierte Bergarbeiterverband hat heute die allgemeine Streikorder ausgegeben. Im Loirebecken und in anderen südlichen Revieren beginnt morgen der Ausstand. Die Haltung des nicht konsolidierten alten Verbandes im nördlichen Becken, der über die Hälfte der französischen Bergarbeiter umfaßt, ist ungewiß. Der konsolidierte Verband verlangt vom Parlament Abänderung des neuen vom Senat angenommenen Pensionsgesetzes. Er fordert zwei Frank tägliche Pension, die vom 50. Lebensjahre an bezogen werden soll, ferner die Einbeziehung der Arbeiter in den Schieferbrüchen. Auch soll die Unzulässigkeit von Pensionen auf Grund von Kollektivverträgen, wie sie von den Unternehmern im Norden eingerichtet worden sind, ausgesprochen werden. Der im Parlament von Basly, Lamandin und Goniaux vertretene alte Verband erklärte umgekehrt die Aufhebung dieser im neuen Gesetz vorgesehenen vertraglichen Pensionen, die den nördlichen Arbeitern zwei Frank Pension mit geringerem Beitrag als die staatliche Rasse gewähren, für unannehmbar. Derart droht der Streik den Rivist unter den Bergleuten noch zu verschärfen.

Unterstützung durch die Seelute.

Paris, 22. Februar. Der Verband der in die Marineroellen eingeschriebenen Seelute hat einen Aufruf erlassen, in welchem er seine Mitglieder auffordert, alle erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, um die ausländischen Bergleute zu unter-

und nicht in die Klauen des Teufels. Schet hin nach den Höfen, da die Hohen, die Gottes Gnade über das deutsche Volk gesicht hat. Da findet ihr Gottesfurcht und Gebetseifer. Lieft unser allergnädigster Kaiser, wenn er auf seinem Schiffe die Pluten des Meeres befährt, nicht am Tage des Herren seinen Getreuen und den Schiffsknechten Gottes Wort vor, ringt er nicht in Probigt und Gebet mit dem Allmächtigen? Ist seine Gemahlin nicht eine reuferngebende und eiserne Dienerin der Kirche, will sie nicht in diesem Sündenbabel noch mehr Kirchen bauen helfen, damit noch mehr Gebete aus diesen Gotteshäusern zum Himmel steigen? Sind nicht die Hofdamen gottesfürchtige Christenmenschen, von denen gar viele glauben, daß das Gebet bei des Leibes Nöten und Krankheiten wirksamer sei als die Kunst der Ärzte? Wenn also auch die Ärzte und die Vertreter der glaubenslosen Zeitungen in Ehrfurcht sich beugen vor der Majestät des allerhöchsten Landesherren, wenn sie mit Bewunderung verzeichnen, was am Hofe des Kaisers geschieht, warum stellen sie sich blind und taub gegen das, was das Fundament dieses Hofes bildet: Gottesfurcht, Glaubensstärke und Gebetseifer?

Gerade die engen Beziehungen, in denen die nunmehr im Herzen ruhenden Schauspielerrinnen zu den Hofdamen standen, haben sie vielleicht trotz ihrer Gauklerkunst zu gläubigen Christinnen gemacht, so daß sie an die Allmacht inbrünstiger Gebete glaubten. Wenn es dem Herrn über Leben und Tod trotzdem gefallen hat, sie abzurufen aus diesem Jammerthal, so müssen wir sagen: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet in Ewigkeit.“ Es sei mir ferne, als ein verordneter Diener am Wort unehrerbietig zu urteilen über die Theater unserer allerhöchsten Landesherren. Aber höher als alle Kunst steht doch die Gotteskindschaft. Und ich wage in aller Demut doch die Frage, ob der Gottesmann August Hermann Franke nicht Recht hatte, als er das Theater des Teufels Kanzel nannte. Denn es bietet doch mancherlei Gefahren und Falltüde. Vielleicht konnte gerade deshalb die Kraft des Gebetes an den beiden, nunmehr in Gott ruhenden Schwestern nicht mehr mächtig sein. Aber richten wir nicht, auf daß wir nicht gerichtet werden.

Ihr aber, ihr Kinder der Welt und der Fleischeslust, denkt daran: der Karneval dieser Zeit geht dahin wie ein Rauch. Euer Stündlein wird kommen, ehe ihr es gebacht. Seid ihr gerüstet, vor den Thron des Allerhöchsten zu treten? Ist eurer Sünden Menge nicht größer als der Sand am Meere? Ist eurer Sünden nahe. Schet in euch, schlägt an eure Brust, streuet Asche auf euer sündig Haupt und lernt wieder beten. Und der, der dem Schächer am Kreuze vergab, wird auch euch vergeben eurer Sünden Mutschuld. Amen.

Am Aschermittwoch geht in euch, ihr Kinder der Lust. Schlagt an eure Brust und tut Buße. Bedenkt, Gott läßt sich nicht spotten, und was der Mensch säet, das wird er ernten. Lernet wieder beten wie jene Schauspielerrinnen und legt euer Leben in Gottes Hand

führen. Die erste Maßnahme wäre die, das Ausladen von ausländischer Kohle in französischen Häfen zu verweigern.

Die Soldatenerkrankungen in Frankreich.

Paris, 22. Februar. Mehrere radikale und sozialistische Deputierte werden zum Abschluß der Interpellationsdebatte morgen folgende Tagesordnung in der Kammer beantragen: Die Kammer beschließt die Ernennung eines Untersuchungsausschusses, welcher damit betraut werden soll, den gegenwärtigen Gesundheitszustand sowie die Ursachen der Erkrankungen und der Sterbefälle in der Armee festzustellen.

In gemäßigten republikanischen und konservativen Kreisen wird dieser Antrag als ein neuer Ansturm gegen das Dreijähriges bezeichnet. Von sozialdemokratischer Seite wird kein Hehl daraus gemacht, daß mit dem Beschlußantrag eine Zurückweisung der Erklärung des Unterstaatssekretärs Maginot über die Notwendigkeit des Dreijähriges beabsichtigt werde. Welche Haltung die Regierung einzunehmen gedenkt, ist bisher nicht bekannt. Es scheint, daß hierüber im Kabinett Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Aus Groß-Berlin.

Kapitalistische Zeitungsfabriken.

Unser gesellschaftliches Leben ist von Interessengegensätzen durchzogen. Die Interessen der bestehenden Klasse stehen denen der erwerbstätigen Bevölkerung diametral gegenüber. Der Vorteil der einen ist der Nachteil der anderen. Ein ständiger Kampf ist entbrannt um das Maß der Ausbeutung. Dieser Kampf von Klasse zu Klasse wird mit der Zuspitzung der Gegensätze immer schärfer. Unplanmäßig zu führen, dazu bedarf es verschiedener Mittel: Organisation und Presse sind solche Mittel. Je besser die Organisation, je verbreiteter die Presse, desto erfolgreicher ist der Kampf.

Ursprünglich bestimmt, Nachrichten zu übermitteln, ist die Presse längst eine Waffe im Kampfe um wirtschaftliche und politische Interessen geworden. Agrarier und Industriellen haben ein lebhaftes Interesse, sich Reich, Staat und Gemeinde dienstbar zu machen und so aus der Haut der breiten Massen Riemen zu schneiden. Sie lassen sich deshalb die Wahrnehmung ihrer Interessen etwas kosten. Nur durch hohe Subventionen gestützt, kann die Presse dieser Interessentengruppen ihr Dasein fristen. In ihrer Presse lassen sie hegen zum Völkermord, weil eine solche Politik zum Vorteil der Kanonen- und Panzerplattenfabrikanten ausschlägt. Sie lassen zur Anebelung der Arbeiterorganisationen auffordern, weil sie mit unorganisierten Arbeitern die Ausbeutung ungehinderter betreiben können. Sie scheuen nicht zurück, gegen Minister, Kaiser und Könige schreiben zu lassen, wenn ihr Interesse nicht genügend zum Rechte kommt. Diese kapitalistische Presse ist gefährlich, aber wenigstens äußerlich leicht kenntlich.

Anderes steht es mit den kapitalistischen Zeitungsfabriken, in denen die sogenannte parteilose Presse hergestellt wird. Diese Presse, die an die Denkart der großen Masse sich wendet, ist in erster Linie Inzeratzeitung. Das Interesse des Verlegers dieser Presse ist nur auf große Inzerateneinnahmen gerichtet. Der redaktionelle Teil dieser Zeitungen ist abhängig von dem Inzeratenteil. Und es muß gelagt werden: Nirgends blüht der Schwindel so stark wie im Anzeigenteil dieser großen Inzeratplantagen. Was da gelogen und wie da die Leser betrogen werden, übersteigt alles Dagegen. Dunkle Existenzen benutzen den Anzeigenteil, um auf die Dummheit weiter Kreise zu spekulieren. Der „Vorwärts“ hat in den letzten Wochen an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, in welcher Weise arme Frauen Opfer von Schwindlern geworden sind, die im Inzeratenteil der „Morgenpost“ und des „Lokalanzeiger“ ihre Gesuche veröffentlichten. Im redaktionellen Teile dieser Zeitungen wird auf die Inzerateneinnahmen Rücksicht genommen. Mißstände über Geschäfte, die in diesen Zeitungen inserieren, wird man recht selten im redaktionellen Teile dieser Presse finden. Dagegen wird auf das Sensationsbedürfnis der breiten Masse spekuliert. Kleine unbedeutende Begebenheiten werden zu großen Haupt- und Staatsaktionen aufgebläht, Klatsch und Tratsch wird Lär und Loh geblasen. Ueber große politische Fragen und Kämpfe wird zwar referiert, aber einer klaren, festen Stellung wird möglichst aus dem Wege gegangen. Man will es mit niemandem verderben und doch so tun, als herrsche ein freier Geist in der Zeitung. Ein solches Blatt ist die „Morgenpost“, die in der Illsteinischen Zeitungsfabrik erscheint, und es ist ein betrübendes Zeichen, daß diese Presse triumphierend verstanden kann, sie habe es zum 400 000sten Abonnenten gebracht. Wohl wissen wir, daß Laufende dieses Blatt halten aus den verschiedensten Gründen. Aber darüber ist kein Zweifel, daß unter den Abonnenten der „Morgenpost“ Tausende von Arbeitern sind, welche ihrer ganzen Klassenlage nach in die Reihen des kämpfenden Proletariats gehören. In den Spalten der „Morgenpost“ wird aber der proletarische Kampf nicht geführt. Das ist Aufgabe des „Vorwärts“.

Der „Vorwärts“ führt den Klassenkampf des Proletariats in der entschiedensten Weise. Eine Weltanschauung trennt ihn von der gesamten bürgerlichen Presse. Wir stehen einer Welt von Feinden gegenüber, die in der Sozialdemokratie ihren ausschließlichen Gegner sehen. Die endgültige Befreiung des Proletariats wird nur durch den Sieg des Sozialismus erfolgen. Um ihn zu erreichen, führen wir den Kampf. Unschärfer, ähnelnder, erfolgreicher führen zu können, wird durch eine weite Verbreitung unserer Presse, der Arbeiterpresse, ermöglicht. Und wenn in diesem Kampfe die herrschenden Gewalten uns verfolgen und uns unserer Freiheit berauben, so werden wir nicht weichen und wanken, bis unser Ziel erreicht ist. Wir kämpfen für eine gute Sache. Und deshalb sollte jeder Arbeiter die Presse aus den großen kapitalistischen Zeitungsfabriken aus dem Hause werfen und durch sein Blatt, das Blatt der Berliner Arbeiterschaft — den „Vorwärts“ — ersetzen.

Flieger-Absturz in Johannisthal.

Der junge Flieger Breitbeil, ein ehemaliger Schüler der Nationalflugschule, hatte für den gestrigen Sonntag seine gewagten Sturz- und Kurvenflüge angekündigt. Ein zahlreiches Publikum fand sich auf dem Flugplatz Johannisthal bei dem wunderbaren Frühlingstypus ein, um Zeuge dieses Schauspiel zu werden.

Das Wetter war verhältnismäßig böig, wie es der zerrissene Rauch der Schornsteine deutlich erkennen ließ. Breitbeil flog nach 8 Uhr nachmittags auf dem Luftverkehrs-Doppeldecker auf. Er mochte etwa 20 Minuten lang in entzückenden Spiralen, in Kurven, bei denen die Flügel des Doppeldeckers senkrecht zur Erde

standen, geflogen sein, als er bei einer Kurve aus etwa 20 Meter Höhe seitlich abrutschte. Bei der unmittelbaren Nähe des Erdbodens gelang es dem Flieger nicht mehr, den Doppeldecker durch Steuerbewegungen aufzurichten. Das Flugzeug stürzte auf den einen Flügel, überschlug sich vollständig, so daß das Fahrgerüst mit den Rädern in die Luft ragte. Der Sturz war derart heftig, daß sich der Körper des Flugzeuges tief in den Erdboden hineindrückte. Die Tragflächen wurden zertrümmert, der Rotor beschädigt. Die Benzinhälfen sollen explodiert sein.

Bei der Schwere des Absturzes glaubten die Augenzeugen desselben zunächst an eine Katastrophe. Dem war glücklicherweise nicht so. Das Sanitätsauto des Flugplatzes fuhr zur Unfallstelle, Flieger Breitbeil wurde auf einer Tragbahr nach der Sanitätsbaracke des Flugplatzes geschafft. Wackelnd winkte der Flieger noch den seinem Transporter Beisitzenden vor der Baracke zu. Der Arzt stellte einen Oberschenkelbruch und eine Verletzung des Armes fest. Möglich aber, daß bei dem starken Anprall auf den Erdboden Breitbeil auch noch innere Verletzungen davongetragen hat. Nach kurzer Untersuchung und Anlegung eines Rotverbandes wurde der Verunglückte mit dem Sanitätsauto der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, das anerkanntermaßen rasch von Oberflächeweide her auf dem Flugplatz eingetroffen war, ins Krankenhaus Brühl geschafft.

Nichtfest des Vorwärts-Neubaus.

Am Sonnabend vereinigten sich die Arbeiter, die am Neu- und Umbau des „Vorwärts“-Gebäudes, Lindenstr. 2/3, beschäftigt sind, im Gewerkschaftshaus zu einer kleinen Feier, anlässlich der glücklichen Vollendung dieser Arbeiten. Der Vertreter der beteiligten Arbeiter gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß die Arbeiter stets volles Verständnis für ihre Wünsche bei dem Bauherren, der Lindenhaus-A.G., gefunden hätten. Die Bauleitung sprach ihre Freude darüber aus, daß der Bau, infolge der Achtsamkeit der Arbeiter, ohne irgendeinen Unfall hätte vollendet werden können. Im Namen der Lindenhaus-A.G. dankte darauf Genosse Richard Fischer allen denen, die den Bau trotz aller nicht geringen technischen und sonstigen Schwierigkeiten bis zur Vollendung in treuer Hingabe gefördert haben. Er erinnerte daran, daß der Bau ein Werk der Berliner Arbeiterschaft selber sei und schloß mit dem Wunsch, daß das neue rote Haus der herrschenden Klasse zum Troste, der Arbeiterschaft einen starken Rückhalt bieten möge. Als Vertreter des Parteivorstandes dankte Genosse Ebert im besonderen der Geschäftsleitung des „Vorwärts“-Betriebes und gab zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß die engen Beziehungen zwischen Gesamtpartei und Berliner Arbeiterschaft, wie sie in dem gemeinsamen Besitz des „Vorwärts“ zum Ausdruck kommen, auch in Zukunft erhalten und befestigt würden. In fröhlicher Unterhaltung, der in vorgedachter Stunde ein Lang folgte, verbrachten die zahlreich Erschienenen das Nichtfest des neuen Heimes, das sich die Berliner Arbeiterschaft errichtet.

Dem Transporteur entwichen.

Am Sonnabend hat ein Untersuchungsgefängerter auf eigenartige Weise sich die Freiheit verschafft. Ein wegen gewerkschaftlichen Buchens in Haft genommener Geschäftsbekannter R. aus der Ludwigsstraße in Wilmersdorf klagte über heftige Zahnschmerzen. Weil er nun kurz vor der Verhaftung in Behandlung eines Wilmersdorfer Zahnarztes gewesen war, wurde ihm auf Wunsch gestattet, auch diesen jetzt zur Weiterbehandlung aufzusuchen. Als er sich am Sonnabend Nachmittag dorthin begab, wurde er von einem Transporteur begleitet. In der Wohnung des Zahnarztes angekommen, legte R. Hut und Mantel ab und hat dann um die Erlaubnis, die Toilette des Zahnarztes aufsuchen zu dürfen. Dies wurde ihm auch von seinem Begleiter gestattet. Während dieser nun vor der Tür wartete, verließ der Untersuchungsgefängerter die Toilette durch eine zweite Tür, von deren Vorhandensein der Beamte nichts wußte. Er konnte auch damit kaum rechnen, weil wohl selten eine Toilette zwei verschiedene Ausgänge hat. Als er eine Weile vergeblich gewartet hatte, entdeckte er, daß R. unter Zurücklassung seines Gutes und des Ueberziehers entflohen war. Die Nachforschungen ergaben, daß er sich schnell ein Automobil gemietet hatte, nach seiner Wohnung gefahren und mit einem neuen Hut und Mantel versehen, sofort wieder mit derselben Kraftdrose davongefahren war.

Aus Gram über den Tod des Kindes vergiftet.

Aus Gram über den Tod ihres Kindes hat die 28 Jahre alte Ehefrau Vertha des Gerüstbauers Deichsel aus der Schulzenborfer Straße 17 ihrem Leben ein Ende gemacht. Das Ehepaar besaß zwei Kinder, zwei Söhne von 1/2 und 2 Jahren. Das jüngste Kind erkrankte vor mehreren Wochen an den Masern und starb gestern im Kinderkrankenhaus. Den Verlust konnte die Frau um so weniger verschmerzen, weil sie ohnehin schon stark litt. Ihr Mann hatte schon länger keine Arbeit und sie war schwer nerbenkrank. Diese Schicksalsschläge trafen die Frau so schwer, daß sie beschloß, ihrem Kinde in den Tod zu folgen. Während ihr Mann am Sonnabendabend ausgegangen war, vergiftete sie sich in der Küche mit Gas, indem sie den Schlauch des Kochers in den Mund nahm. Als sie um 11 Uhr von ihrem Mann aufgefunden wurde, war sie schon tot.

Die Mitglieder der Ortskrankenkasse der Tischler und Pianofortearbeiter

werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Wahl des Ausschusses heute, Montag, nachmittags von 3 bis 9 Uhr, im Gewerkschaftshaus stattfindet.

Neben dem Wahlvorschlages des Holzarbeiterverbandes und der freien Gewerkschaften, der die Bezeichnung Liste I trägt, sind noch drei gegnerische Listen aufgestellt.

Kein Klassenbewußter Arbeiter, keine Arbeiterin, soweit sie Mitglieder dieser Krankenkasse sind, darf deshalb am heutigen Tage versäumen, sein Wahlrecht auszuüben.

Der für den Holzarbeiterverband und die freien Gewerkschaften aufgestellte Wahlvorschlages trägt die Bezeichnung Liste I.

Schwerer Unfall einer Greisin. Von einem bedauerlichen Unfall ist am Sonnabendabend die 70jährige Rentiere Fraulein von Planenburg betroffen worden. Fraulein v. P. hatte gegen 1/2 Uhr einen Strohhalmwagen der Linie R zur Fahrt nach Huse benutzt und verließ am Charlottenburger Anle den Hinterperon trotz der Warnung des Schaffners, während sich der Waggon bereits in der Anfahrt zur Haltestelle befand. Die Greisin kam zu Fall, erlitt eine Ausrenkung des linken Armes sowie einige Quetschungen und erhebliche Hautabrisse. Die Verunglückte erhielt auf der nächsten Unfallstation Notverbände und fand dann im Elisabeth-Krankenhaus Aufnahme.

Erschossen hat sich gestern Abend in der sechsten Stunde im Hause der Unfallstation in der Hochstraße der Arbeiter Willi Niehne, Steinmüller Str. 55 wohnhaft. Der Tod trat auf der Stelle ein. Unheilbare Krankheit soll das Motiv zum Selbstmord gewesen sein.

Die Meisterfinger im Deutschen Opernhaus.

1881, unmittelbar nach den niederdrückenden Ereignissen, die der Pariser „Lantier“-Katastrophe folgten, nahm Richard Wagner die Meisterfinger in Angriff, die er bereits fünfzehn Jahre zuvor geplant hatte. Unter einer Reihe schwerer Sorgen und Kämpfe entstand dieses herrliche Werk, von dem sein Schöpfer mit Vorbedacht erwartete, daß es sein volkstümlichstes werde. Allein, als es einige Jahre später vollendet war, da wanderte es von Theater zu Theater, ohne daß sich ihm eine Pforte öffnete. Und nachdem es dann endlich 1868 in München seine Uraufführung erlebte, da wurde es von allen „Meistern“ der Kunstkritik auf die empörendste Art heruntergerissen. Es ist nicht unwichtig, dies der Generation von heute ins Gedächtnis zu rufen. Und noch wichtiger ist die Hervorhebung eines anderen Moments. Dies Musikdrama ist nicht etwa eine sogenannte „komische“ Oper, sondern gemäß Wagners ausgesprochener Absicht ein beziehungsreiches Satirspiel, kurz: eine satirische Oper. Wer in den Meisterfingern nicht zwischen den Zeilen und in ihnen lesen kann, daß Wagner hier eine musikalische Antibiographie liefert, dem ist nicht zu helfen. Form repräsentiert sich in Walter Stolzing mit seiner neuartigen Form der Melodie, die die pedantischen Regeln der meisterfingergelichen „Spielbürgerschaft“ verzieht, anders als die „Zukunftsmusik“. In Bedemesser hinwieder sehen wir die unwissenden, boshaften und beschränkten Kritiker verkörpert, während Hans Sachs, des Dichters, die erleuchtete öffentliche Meinung vertritt, die immer bereit ist, früher als die professionellen Kollegen das Genie anzuerkennen. In den Meisterfingern haben wir eine übermächtige Apologie des begnadeten Künstlertums gegen die Bananen, gegen alle Afferkritik, prählende Stumperei und philiströse Fünfteile.

Nun hat dies wunderbare Werk auch im Charlottenburger Opernhaus seinen Eingang gehalten. Auf den ersten Hieb fällt kein Raum. Man wird hier gerade in Betracht zu ziehen haben, daß die Meisterfingermusik die komplizierteste ist, die Wagner jemals geschrieben hat. Wagner ließ der Münchener Uraufführung 66 Proben vorangehen. Solche Maßstäbe wird man natürlich an die Charlottenburger Aufführung nicht anlegen dürfen. Was unter allen Umständen verlangt werden muß, ist Wagnerischer Stil und deutlicher Sprachgefang. Jener wird erst noch durchzubilden sein; letzterer erscheint vorläufig noch behindert durch die nicht zum besten bestellte Musik des riesigen Raumes. Man wird also nicht in allen Fällen die Stimmen der Gesangskräfte der Anzulänglichlichkeit zeihen dürfen. Beispielsweise schnitt Werner Engel im Schlusssatz sehr gut ab, während er vorher stimmlich nicht befriedigte. Hinsichtlich seiner äußeren Erscheinung einnehmend, auch von einer gewissen gemütlichen Wärme, ist er doch noch kein idealer Hans Sachs. Lulu Kaeffer befriedigte als Eva nur gefanglich; ihr Spiel und Singen entbehrte der belebenden Wärme. Den bornierten galligen Bedemesser charakterisierte Edward Kandi, ohne die Gedehaftigkeit zu übertreiben, in seiner grenzen- wie kraftlosen Reidschaftlichkeit recht wirksam, auch in bezug auf seine im Jörn sich überschlagende Stimme. Gustav Berners Lehrbuch David genügte wohl; nur hat er sich vor forcierten hohen Tönen zu hüten. Den Goldschmied Wagner, in dem Wagner seinen Gönner und Freunde Otto Wesendonk ein schönes Denkmal gesetzt hat, gab Ernst Lehmann ausreichend. Statt auf Hans Sachs, konzentrierte sich alles Interesse auf den Vertreter des Ritters Stolzing: Heinrich Krole vom Münchener Hoftheater. Wenn man von seinem etwas phantastischen Kostüm abließ, repräsentierte sich Krole als ein Tenor von strahlendem schönem Klange. Wie er den Ton ansetzt und allmählich sich ausbreiten läßt, das ist bewundernswert und zeugt von wirklicher Gesangsakultur.

Was die Inszenierung angeht, so verpuffte der zweite Akt beinahe vollständig. Das war kein Alt-Rürnberg! Die Gasse war viel zu hell; man ahnte nicht, daß es Nacht sein sollte. Der Mondschein trat zu plötzlich ein. Hans Sachs sang unsichtbar fürs Publikum in die Kulissen hinein. Die musikalische Wiedergabe unter Leitung Rudolf Krasseltts war ziemlich nüchtern. Einzige die Krügelzene wurde sehr lebendig gestaltet. Der dritte Akt entschädigte für alle Mängel. Gleich das Vorspiel sang prachtvoll und die poetische Stimmung wuchs und steigerte sich machtvoll bis zum Fest der Meisterfinger auf der Wiege. Da war Schwung und Weisheit und Kraft drin, und mächtig wirkte der Jubel des in Masse aufgetretenen Volkes.

Aus aller Welt.

Ein Orkan über Nordfrankreich.

Aus Lyon wird gemeldet, daß in der Frühe des Sonntags die Stadt von einem verheerenden Orkan heimgesucht wurde, der einen bedeutenden Schaden anrichtete. Alle bisher errichteten Bretterhäuser und -huden für die Lyoner Ausstellung wurden weggeführt. Dächer und Türen flogen haushoch umher und hunderte von Meter weit. Den innerhalb des Ausstellungsterrains angerichteten Schaden beziffert man auf eine Million Franken. Auch auf dem Militärflugplatz Bron trieb der Orkan sein Unwesen. Sämtliche Schuppen für Flugzeuge wurden vom Orkan umgeweht. Der hier angerichtete Schaden beträgt weitere 500 000 Franken. In Saint Etienne herrscht seit sieben Uhr morgens ein fürchterlicher Wind, der orkanähnlichen Charakter hat. Mehrere Häuser in der Umgebung wurden abgedeckt, einige Holzbrücken zerstört. Fast alle Telegraphen- und Telephonlinien sind unterbrochen. Auch aus Nancy liegen Nachrichten über einen Orkan vor, der jedoch keinerlei größere Verheerungen angerichtet haben soll.

Kleine Notizen.

Grubenunglück. Im Whitworth-Kohlenbergwerk in Trebegar sind infolge giftiger Grubengase drei Bergleute erstickt.

Raubüberfall. In Keshville in Irland wurde in der Nacht zum Sonntag ein einsam liegendes Bauernhaus von einer Bande überfallen. Die Diebstahl, sieben an der Zahl, trieben die Bewohner des Hauses in ein Zimmer, das sie verriegelten. Sodann nahmen sie aus Schränken und Kästen, was des Diebstahls wert war und raubten etwa 70 Pfund bares Geld.

Gattenmord. Im Anschluß an einen Wortwechsel tödete in Chateaufort ein 45 Jahre alter Bauer, Vater von drei Kindern, seine Frau durch Stiche mit der Mistgabel. Der Mörder hat sein Opfer in sinnloser Wut so glücklich zugerichtet, daß die Leiche 70 Stichwunden aufweist. Als ihn die Gendarmerie verhaften wollte, fand sie den Unhold in seiner Wohnstube sitzend vor, als ob nichts vorgefallen sei. Die Ermordete war bereits die dritte Frau des Jahrgewaltigen. Die erste Frau wurde von ihm geschieden, die zweite starb vor einiger Zeit im Irrenhaus.

Letzte Nachrichten.

Ein Zug umgestürzt.

Bern, 22. Februar. Heute nachmittags stürzten infolge des schweren Föhnsturmes zwei Wagen eines Lokalzuges der Nöschbahn unweit des Tunnelausganges bei Randerfeg um. Ein Reisender aus Luzern wurde getötet, zwei weitere Reisende wurden verletzt. Es handelt sich um zwei leichte vierrädrige Wagen, die nur bei Lokalzügen und nicht bei internationalen Zügen verwendet werden.

Brand eines Petroleumlagers.

Daku, 22. Februar. In Tschornj Gorod stehen die Naphtoreservoirs der Bakuniterke in Flammen. Der Schaden wird auf über 100 000 Rubel geschätzt.

In der Einheit liegt die Macht!

Wehrlos wäre die Arbeiterklasse, gäbe ihr nicht die Zusammenfassung ihrer Kräfte Stärke und Macht. Darum ist es Pflicht jedes Arbeiters, sich seiner politischen und gewerkschaftlichen Organisation anzuschließen, um aktiv teilzunehmen an dem großen Befreiungskampfe seiner Klasse. Tretet ein in die sozialdemokratischen Wahlvereine, werdet Abonnenten des „Vorwärts“.

Theater.

Montag, den 23. Februar.
Anfang 6 Uhr.
Cines Palast am Zoo. Varieté-
Lichtspiele.
Anfang 6 1/2 Uhr.
Cines Rollendorf-Theater-Varieté-
Lichtspiele.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Kgl. Opernhaus. Lantshäuser.
Kgl. Schauspielhaus. Die Neu-
vermählten. Die jährlichen Be-
wärtigten.
Deutsches. Hamlet.
Zirkus Busch. Galavorstellung.
Zirkus Schumann. Galavorstellung.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Mitropol. Die Reise um die Welt
in 40 Tagen.
Anfang 8 Uhr.
Urania. Winter in der Schweiz.
Görstal 8 Uhr: Dr. D. Glas:
Luftfahrt in fernem Jansen.
Kammerspiele. Wetterleuchten.
Festung. Pommern.
Deutsches Opernhaus. Der
Fischhändler.
Deutsches Künstler-Theater.
Schirin und Gertraude.
Königsgräber Straße. Hinter
Wauern.
Komödienhaus. Kammermusik.
Theater an der Weidenbammer
Brücke. Wer zulezt lacht.
Theater am Rollendorfplatz.
Einzig Geil.
Lustspielhaus. Die spanische Fliege.
Schiller O. Wel' dem, der lügt!
Schiller Charlottenburg. Die
beiden Leonoren.
Theater des Westens. Polenbrut.
Wondis Operetten. Jung-England.
Berliner. Wie einst im Nat.
Kirmes. Jettchen Heber.
Trianon. Anstalts Hochzeit.
Thalia. Die Langspringerin.
Hessling. Habet — der Franz.
Friedrich Wilhelmshütten.
Fraulein Trullala.
Nofe. Die Rajshimdbauer von
Berlin.
Kafino. Die alte Hebern.
Herrnsfeld. Die von oben und unten.
Reichsbalken. Steitiner Säger.
Wintergarten. Spezialitäten.
Apollo. Hartlein, der Stolz der
A. Kompagnie.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Puffen. Das erste Ehejahr.
Walhalla. Langolieder.
Gottes Caprice. Calé Pinguin.
Der Heiratsgrot. Reyerstein.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Neues Volkstheater. Einakter.
abend.
Anfang 9 Uhr.
Admiralpalast. Die lustige Suppe.
Berliner Giepalast. Bildpost.
Cines Rollendorf-Theater-Varieté-
Lichtspiele.
Sternwarte. Invalidenstr. 57-52

Stoffe

Dr. eleg. Massanzüge, Paletots
Meter 4.-, 6.-, 8.- M.
Damen-Kostüme
Meter 3.-, 5.-, 7.- M.
Original englische Stoffe
Meter 8.-, 10.-, 12.- M.
Loden für Pelerinen, Anzüge
Meter 2.-, 3.-, 5.- M.
Reste günstigste Kaufgelegenheit.
Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.
Gertraudenstr. 20-21 vis-à-vis der
Petrikirche.

Tyloppbrönn-Flasfumbinnen
sowohl überall bevorzugt
und ganz gutwunders.
Die Qualität ist herausragend!

BUCHHANDLUNG VORWARTS

LINDENSTRASSE 69

Wir empfehlen nachstehende Werke von

BEBEL

Aus meinem Leben ERSTER TEIL. Zweite durchgesehene
Auflage VIII und 226 Seiten. Preis ge-
bunden 2 Mark. ZWEITER TEIL. VIII u. 420 Seiten. Preis gebunden 3 M.
DRITTER TEIL. Herausgegeben von Karl Kautsky. VIII und 257 Seiten.
Preis gebunden 2,25 Mark

Die Frau und der Sozialismus 51. Auflage. Nach der
Jubiläums-Ausgabe un-
verändert. XXXII und 519 Seiten. Preis gebunden 3 Mark

Charles Fourier, Sein Leben u. seine Theorien
Mit einem Porträt Fouriers und einer Abbildung der Phalanstères. Dritte
Auflage. Preis gebunden 2,50 Mark

Christentum und Sozialismus Eine religiöse Polemik
zwischen Herrn Kaplan
HOHOFF in Hülle und BEBEL. Neue Auflage. Preis 10 Pfennig

Glossen zu YVES GUYOTS und SIGISMOND LACROIX
„Die wahre Gestalt des Christentums“ Nebst
einem
Anhang: Ueber die gegenwärtige und künftige Stellung der Frau. Vierte
durchgesehene Auflage. Preis 75 Pfennig, Volksausgabe 30 Pfennig

Sozialdemokratie und Antisemitismus Zweite
durchgesehene und erweiterte Auflage. Preis 75 Pf., V.-A. 50 Pf

Attentate und Sozialdemokratie Nach einer Rede,
gehalten am
2. November 1898. 2. Auflage, mit einem Nachwort. Preis 20 Pfennig

Unsere Ziele Eine Streitschrift gegen die „Demokratische Korre-
spondenz“. 13. Auflage. Preis 75 Pf., V.-A. 50 Pf

**Die Sozialdemokratie im Deutschen Reichs-
tage** Tätigkeitsberichte und Wahlaufufe aus den Jahren 1871-1893.
Preis gebunden 3 Mark

Der Hochverrats-Prozeß wider Liebknecht, BEBEL und
Heppner vor dem Schwurgericht
zu Leipzig vom 11. bis 26. März 1872. Preis 4 Mark

In Freien Stunden

Die
Wochenschrift für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Erstklassige Briketts

1000 Stück M. 7.00.
Riesenformat 7".
Halbstoß M. 0.73, Gaskoks
M. 1.75, Steinkohlen M. 1.75.
Brennholz.
Michel-Brikett-Vertrieb
Neukölln, Telephon 1610
Knokebeckstr. 148.

**Künstlerischer
Zahnersatz**
Denkbar schonendste Behandlung.
Mod. Zahnkunst, Bergstr. 156, Neukölln.

**Arbeiter-
Gesundheits-Bibliothek**
Jedes Heft 20 Pf.
Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Geschützt sind Sie vor Husten und
Halsentzündung durch den
täglichen Gebrauch von
Wupper-Tabletten
Vorrätig in allen Apo-
theken und Drogerien
Preis der Original-
Schachtel M. 1

Öffentliche politische Versammlungen.

Anarchisten! Sozialisten!
Dienstag, den 24. Februar, abends 8 1/2 Uhr,
in Graumanns Festsaal, Raunhoferstr. 27:
Volksversammlung.
„Was wollen die Anarchisten?“
Referent: B. Cahn.
Diskussion. 10075
Großzügigen Besuch erwartet
Der Einberufer. J. H.: Rudolf Oestreich.

Deutscher Buchbinder-Verband.

Zahlstelle Berlin.
Dienstag, den 24. Februar, abends 8 Uhr:
General-Versammlung
im gr. Saal des Gewerkschaftshauses, Engelshufer 15.
Tagesordnung:
1. „Die Arbeitsvermittlung“. Genosse Kur. 2. Geschäft- und
Kassenbericht vom Jahre 1913. 3. Wahlen und Bestätigung der
Funktionäre. 4. Berbandsangelegenheiten. 5. Geschäftsbericht.
Die Versammlung wird pünktlich 7 1/2 Uhr eröffnet.
Großzügigen Besuch erwartet
Die Ortsverwaltung.

Spezialarzt f. Geschlechtskrankheiten,
Harnleiden, Schwäche,
Ehrlich-Kuren, Blut-
und Harn-Untersuchungen.
Dr. med. Karl Reinhardt.
Institute:
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/2, 11-2
u. 1/2, 8-1/2, 10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: Nur 3-4 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl.
Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine
Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke
Broschüre gratis und franko per Post
i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst.
gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-
licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

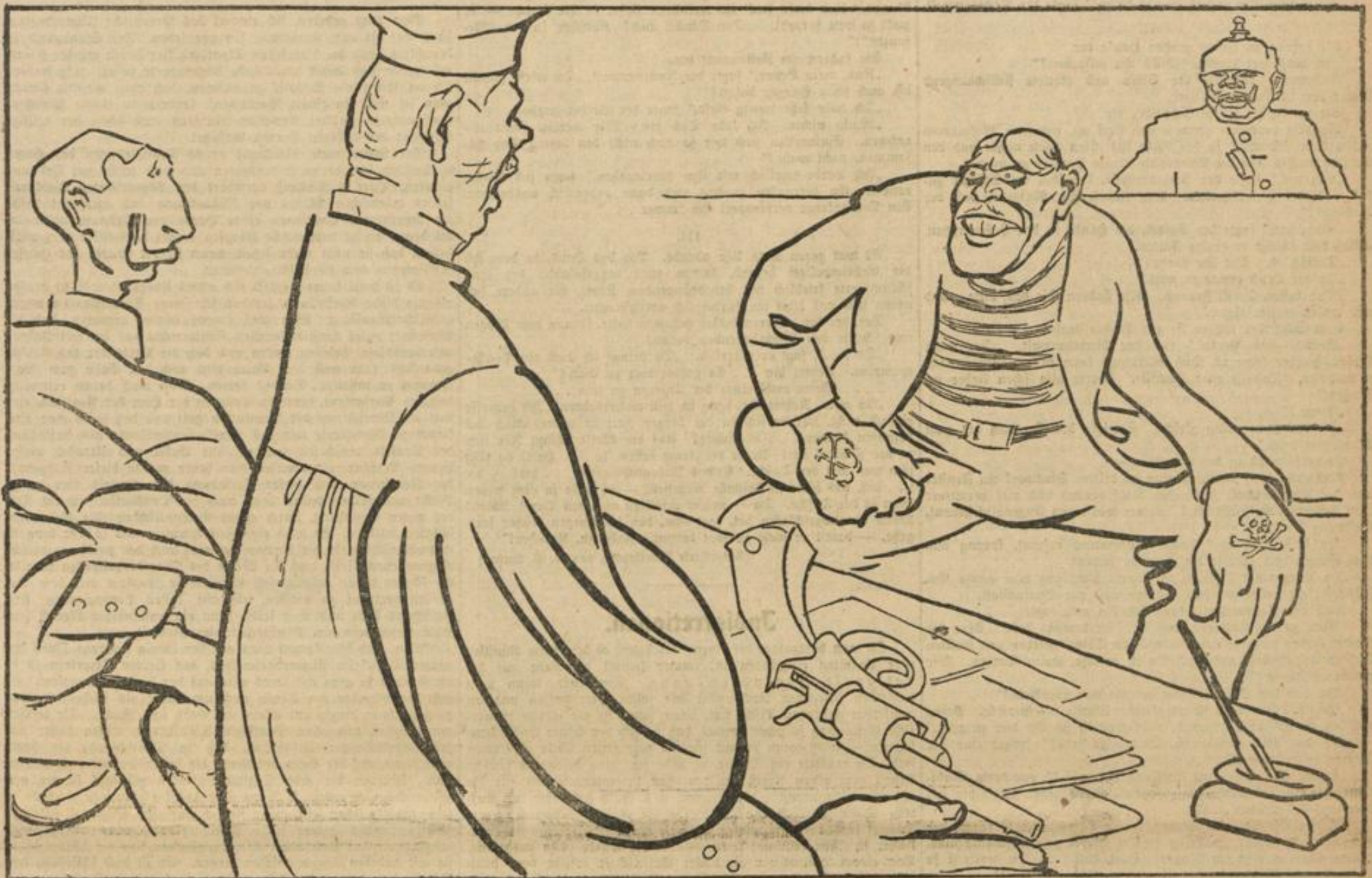
Wo? ist der schönste Ausflugsort?
Immer noch **Nichelswerder**,
an der neuen **Heerstr.** beim **Alten Freund**.



Bierversorgung von Berlin
Wegen des gesteigerten Bierverbrauchs in den
Karneval-Tagen mußte die Brauerei Engelshardt
in Berlin-Pankow die beiden Engel ihrer Schutz-
marke mit in Dienst stellen; sie versorgen Groß-
Berlin vor allem mit dem berühmten „Special Hell“

Soeben ist erschienen und in der Buchhandlung Vorwärts zu haben:
August Bebel, Aus meinem Leben.
Dritter Band.
□ □ □ □ □ □ Preis broschürt 1.80 M., gebunden 2.25 M. □ □ □ □ □ □
Verantw. Redakteur: Ernst Meyer, Steglitz. Inseratenteil verantw.: Th. Glöck, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagsanstalt Paul Singer & C., Berlin SW. **Seite 1 Beilage.**

Streikjustiz.



Die Urteilsverkündung: Der Angeklagte befand sich in Notwehr und war deshalb von der Anklage des Totschlages freizusprechen.

Gebärstreik.

Helst, Leute, helst, die Not ist groß —
Es streifen schon die Weiber!
Nicht fruchtbar mehr zeigt sich ihr Schoß,
Unfruchtbar sind die Leiber.

Es sinkt, es sinkt die Kinderzahl —
Gevattern, hört's mit Grausen!
Das ganze heilige Deutsche Reich
Wird noch der Erbfeind mausen.

Streikbrecher her! Streikbrecher her!
Es giebt kein andres Mittel.
Die letzte Hoffnung ist und bleibt
Doch Paragraph und Büttel.

Zwar giebt's der Kinder Überg'ang:
Der „freien Liebe“ Erben!
Die aber läßt man jämmerlich
In Schmach und Not verderben!

Kl.

Die Ordnungsstücke.

Von Arkadi Kwerzschenko.

I.

Der Spiegel Terentij Maloronow begann sich schon in aller Frühe zu seinem Ausgang zu rüsten. Er stülpte die rote, schlecht gearbeitete Perücke auf, schminkte sich die Wangen und quälte sich lange damit ab, den Bart anzukleben.

„So,“ sagte er, seinem Spiegelbild zulächelnd, „ganz vorzüglich. Die leibliche Mutter würde einen nicht erkennen. In der Tat — eine pffiffige Sache, unsere Arbeit. . . Gewandt und schlau muß man sein, wie ein Fuchs, und Sherlock Holmes ist gegen unsere einen das reine Wickelkind. . . Und jetzt mache ich das mal so: ich gehe zu dem Rechtsanwalt Ranzkin, den ich schon genügend ausgeforscht und beschneffelt habe. Er soll einen Sekretär suchen. Gelingt es mir, die Stellung zu bekommen, so ist alles Weitere ein Kinderspiel. Sekretär, also — fragt sich, wie geht ein Sekretär gekleidet? Nun, wenn wir auch kein Sherlock Holmes sind, aber etwas verstehen wir von unserem Retter doch, also: weiches, farbiges Gewand, Rock und Hose aus festem Stoff, abgenutzt und, wenn möglich, ausgefranst. So! Auf drei Weilen wird ein jeder sagen: ah, schau da den Sekretär. . .“

Maloronow trat aus dem Hause und schlich in der Richtung auf die Wohnung des Rechtsanwalts Ranzkin davon.

„Ja — a . . .“ brummelte er sich in den Bart. „Wer nicht schlau ist, wie sieben Indianer, der wird mit dieser Gesellschaft nicht fertig. Sie sind auch gerissen, die Spitzbuben. . . Aber Terentij Maloronow wird euch doch übertrumpfen. He, he!“

Vor der Wohnung Ranzkins angelangt, drückte er tapfer auf den Klingelknopf. Im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und das Dienstmädchen ließ ihn in das Vorzimmer ein.

„Wen soll ich melden?“
„Sagen Sie: Peter Esidorow. Wegen der Sekretärstelle.“
„Warten Sie hier im Vorzimmer.“

Das Mädchen ging und nach wenigen Sekunden hörte Maloronow sie drinnen sagen:

„Da ist der Spiegel gekommen, der sich immer vor der Tür herumgedrückt hat. Ich heiße Peter Esidorow, sagt er, und suche eine Sekretärstelle. Einen Bart hat er sich angelebt und das Gesicht beschmiert. . . der reine Popanz. . .“

„Ich werde gleich zu ihm hinausgehen,“ sagte Ranzkin. „Wo hast Du ihn hingetan? Ins Vorzimmer?“

„Ja.“
„Dann siehst Du später unter dem Sofa und hinter dem Kleiderbänder nach, ob er nichts hingespuckt hat. Was Du findest, schmeiß raus.“

„Wie lehtesmal?“
„Na ja. Muß ich Dich erst noch lehren? Wie immer, natürlich.“

Der Rechtsanwalt trat aus dem Zimmer, musterte den Besucher und fragte:

„Zu mir?“
„Zawohl.“
„Dich heidet der Bart aber durchaus nicht, Freund. Du siehst ja aus wie eine Vogelscheuche. . .“

„Ja, kennen Sie mich denn?“ fragte Maloronow, scheinbar äußerst erstaunt.

„Dich —?! Aber Mann Gottes, meine Kinder gehen ja in die Schule nach Dir! Sobald es ungefähr Zeit ist, gucken sie einfach zum Fenster hinaus. . . ah, Vapas Spiegel ist schon da, sagen sie. Keun Ihr. Es ist Zeit, in die Schule zu gehen.“

„Aber, Herr!“ sagte Maloronow verleht. „Ein Spiegel — ich?! Das ist eine Beleidigung! Ich bin Sekretär — ich heiße Peter Esidorow. . .“

„Bisaweta!“ rief der Rechtsanwalt. „Reiß mir den Mantel! Nun, wie geht es bei euch in der Geheimen? Noch alles beim alten?“

„Können Sie mich vielleicht als Sekretär brauchen?“ fragte Maloronow, indem er den Rechtsanwalt listig beäugte. „Für schriftliche Arbeiten, fogusagen. . .“

Der Rechtsanwalt lachte.

„Im Grunde seid ihr ja nicht mal so schlechte Kerle. . . Soll der heiligen Einsalt. Du wirst also jetzt hinter mir hertrotten, nicht?“

„Ich möchte eine Sekretärstelle. . .“ bestand Maloronow hartnäckig.

„Bisaweta, laß uns hinaus.“
„Sie traten miteinander auf die Straße.“
„Nun, ich gehe nach dieser Seite,“ sagte Ranzkin. „Und Du?“
„Ich da hinunter. Nach der anderen.“

Maloronow wartete ein Weilchen; dann schlich er trübselig, gesenkten Hauptes, hinter Ranzkin her. Er folgte ihm leise und vorsichtig, aber beharrlich, wie sein Schatten, und sein einziger Trost in diesem Augenblick war, daß der Rechtsanwalt ihn wenigstens nicht bemerkte.

Dieser machte plötzlich Halt, drehte sich halb um und fragte: „Meinst Du, daß man so schneller zur Moskauer Straße kommt?“

„. . . Wie komisch, daß wir uns treffen müssen!“ rief Maloronow.

Er war in der Tat ganz erstaunt. „Ich wollte eigentlich nach jener Seite gehen, aber da habe ich mich besonnen, daß ich ja hier hinunter muß. . . zu meiner Tante. . .“

„Schon gut. Du darfst sogar neben mir hergehen. Sonst verlierst Du mich am Ende noch.“

„Ist bei Ihnen die Sekretärstelle nicht frei?“ fragte Maloronow.

„Höre, das langweilt mich allmählich,“ sagte der Rechtsanwalt nervös. „Uebrigens, ich bin müde geworden. Ich werde einen Wagen nehmen.“

„Reineltwegen. . .“ machte Maloronow gleichgültig. (Aha! Die Spur verwischen! Kennen wir!) „Ich werde hier einen Freund aufsuchen. . .“

Ranzkin rief eine Droschke an, lehnte sich in die Kissen zurück und drehte sich noch gerade rechtzeitig um, um Zeuge zu werden, wie Maloronow gleichfalls eine Droschke bestieg.

„He!“ schrie er, sich aus dem Wagen herauslehnd. „Du — da! Sekretär! Komm mal heran! Wenn Du willst, können wir den einen Wagen sparen. . .“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Maloronow unerschütterlich. „Anstatt in zwei Droschkeln herumzuzockeln, können wir ebenfugot in einer fahren. Sowieso werde ich Dich nicht los. Die Unkosten zur Hälfte. Na —?“

Maloronow schwankte einen Augenblick; dann nahm er achselzuckend neben dem Rechtsanwalt Platz, denn er sagte sich im Stillen: „Es ist im Grunde genommen so noch bequemer. Ich werde was aus ihm herauslocken können.“

„Sie können sich nicht vorstellen, wie schrecklich es ist, hellsungelos zu sein,“ sagte er mit scheinbar erzwungenem Gleichmut. „Ich war schon so weit, hungern zu müssen, da sehe ich Ihre Anzeige in der Zeitung und beschloß, einmal vorzufragen. . .“

Der Rechtsanwalt nahm eine Zigarette aus dem Ein.

„Ein Streichholz. . .“

„Bitte. . . Uebrigens, befassen Sie sich einzig mit der Advokatur oder auch noch mit anderen Dingen?“

„Ich mache außerdem Bomben,“ sagte der Rechtsanwalt. Maloronows Herz begann vor Freude zu tanzen.

„Wozu?“ fragte er scheinbar gähnend.

„So. . . Ich verschenke sie an Bekannte. Hören Sie. . . Ihr Bart hat sich auf der linken Seite gelockert. Dringen Sie das in Ordnung. Kein, nicht so. . . ! Nun haben Sie es ganz und gar verpfuscht. Zeigen Sie mal! So. . . Sie dienen wohl noch nicht lange in der Geheimen?“

„Ich verstehe nicht, wovon Sie reden,“ sagte Raskorow ver-
leht. „Ich habe bisher bei meinem Onkel gelebt, der Müller ist,
und bin nun in die Stadt gekommen, um Stellung zu suchen . . .
Haben Sie nicht Abschriften für mich oder sonst etwas?“
„Genug davon,“ sagte der Rechtsanwalt. „Du könntest auch
mal etwas Neues ausdenken . . .“
Raskorow schweig eine Weile.
„Und aus was machen Sie die Bomben?“
„Aus Reisbrot . . .“
„Er will sich herausreden,“ dachte Raskorow bei sich. „Jetzt
sieht er erst, wie er sich verplappert hat.“
„Nein, im Ernst gesprochen, aus was?“
„Du kannst Dir ja das Rezept holen!“ sagte der Rechtsanwalt.

II.
Sie fuhr an einem großen Hause vor.
„Ich muß hier hinein. Willst Du mitgehen?“
Raskorow runzelte die Stirn und trottete stillschweigend
hinter dem Rechtsanwalt her.
Sie traten bei einem Schneider ein.
Raskorow probierte einen neuen Rock an, während Raskorow
neben dem Rabentisch in der Nähe des alten Platz nahm und den
Besuch machte, aus der Brusttasche einige Papiere zu anglen.
„Lach das,“ sagte der Rechtsanwalt, der ihm im Spiegel zu-
sah. „Nichts Interessantes. Wie findest Du übrigens, daß der
Rock sitzt?“
„Ganz gut,“ sagte der Spiegel, die Hände in den Hosentaschen.
„Bloß hier schlägt er einige Falten.“
„Tatsächlich. Und die Weste?“
„In der Brust etwas zu weit.“
„Nun besten Dank, Freund. Also ändern Sie das, bitte. Und
wir wollen weiterfahren.“
Vom Schneider fuhr sie zur Michaelstraße.
„Recht, zum Portal,“ rief der Rechtsanwalt. „Ja, mein
Lieber, hierher kann ich Dich allerdings beim besten Willen nicht
mitnehmen. Das ist eine Familie. Warte also schon lieber im
Wagen.“
„Lange?“
„Ist das nicht völlig gleich? Sowieo bist Du doch bis zum
Abend um mich.“

Er verschwand in der Haustür. —
Nach etwa fünf Minuten ging im dritten Stockwerk ein Fenster
auf, der Rechtsanwalt steckte den Kopf heraus und rief herunter:
„He, Sekretär, wo steckst Du? Komm mal einen Augenblick herauf,
Wohnung Nr. 10.“
„Er heißt doch an,“ dachte Raskorow erfreut, sprang aus
dem Wagen und rannte die Treppe hinauf.
Im Vorzimmer erschien zu seinem Empfang eine ganze Ge-
sellschaft: zwei Herren, drei Damen und ein Gymnasiast.
Auch der Rechtsanwalt fand sich ein und sagte:
„Bitte zu entschuldigen, daß ich Dich bemüht habe. Aber die
Damen haben noch nie einen lebendigen Spiegel gesehen und wollten
Dich in Augenschein nehmen. Da ist er also, meine Damen. Wie
gefällt er Ihnen?“
„Ja, und den Bart, den hat er also nur angelebt?“
„Gewiß. Der Bart ist angelebt. Ebenso die Perücke. Bring
mal die Perücke in Ordnung! Uebrigens ist sie Dir viel zu groß.“
„Ist das sehr unheimlich, Spiegel zu sein?“ fragte eine der
Damen teilnahmsvoll.
„Haben Sie nicht eine Stellung für mich?“ erwiderte Rasko-
ronow lässlich und machte sein unschuldiges Gesicht. „Ich bin seit
Monaten stellungslos . . .“
„Haben Sie ihn also gesehen, meine Herrschaften?“ fragte der
Rechtsanwalt. „Nun, dann kannst Du wieder gehen. Danke auch.
Warte also auf mich im Wagen. Halt, halt . . . Du verliest ja
Deine ganzen Papiere! Da, nimm . . . Und nun geh!“ —
Als der Rechtsanwalt nach einiger Zeit auf die Straße trat,
konnte er seinen Begleiter nirgends entdecken.
„Wo ist denn der Kerl hingegangen, der mit mir gefahren
ist?“ fragte er den Kutscher.

„Der ist da irgendeinem Wärtigen nachgelaufen.“
„Das sehst Du gerade! Soll ich etwa hier in der Kiste auf
ihn warten?“
In diesem Augenblick kam Raskorow um die Ecke zum Vor-
schein.
„Ja, wo treibst Du Dich denn umher?“ herrschte ihn Manhlin
an. „Wenn Dir befohlen ist, mir nachzuspüren, so hast Du nicht
hinter anderen dreinzulaufen, verstanden? Wie lange soll ich denn
auf Dich warten? Bring Deinen Bart in Ordnung! Zu was
bist Du eigentlich zu gebrauchen, wenn Du nicht einmal den Bart
anzukleben verstehst? . . . Reiß ihn lieber ab und steck ihn ein,
sonst verlierst Du ihn noch ganz. So . . . Wirf ihn noch gebrauchten
können. Und dann steck ihn gefälligst tiefer in die Tasche — er
guckt ja weit hervor . . . Den Deibel auch! Kutscher, in den „Ele-
fantent“!“

Sie fuhr an einem Restaurant vor.
„Nun, mein Vetter,“ sagte der Rechtsanwalt, „Du wirst, glaube
ich, auch schon Hunger haben?“
„Ich habe sehr wenig Geld,“ sagte der Spiegel zaghaft.
„Nacht nichts. Ich lade Dich ein. Wir werden schon ab-
rechnen. Einstweilen sind wir ja noch nicht den letzten Tag zu-
sammen, nicht wahr?“
„Ich werde wirklich mit ihm hineingehen,“ sagte sich Rasko-
ronow, „ihn betrunken machen und dann ordentlich aushorchen.
Ein Betrunkener verplappert sich immer . . .“

III.
Es war gegen neun Uhr abends. Vor das Haus, in dem sich
die Geheimpolizei befand, kamen zwei vorgefahren: der eine
schlummerte friedlich mit herabhängendem Kopfe, der andere sah
neben ihm und hielt ihn fürsorglich umschlungen.
Der, der den anderen bisher gehalten hatte, sprang vom Wagen
und schellte den Wächtern herauf.
„Da . . .“, sagt er mürrisch. „Da bringe ich Euch ein Pracht-
exemplar. Nehmt hin . . . Es gehört doch zu Euch?“
„ . . . scheint wohl einer der Unseren zu sein . . .“
„Na also. Nehmt ihn, denn ich will weiterfahren. Ich begreife
einfach nicht, wie er sich in der kurzen Zeit so unumendlich hat
besaufen können . . . Vorsichtig! Auf die Weise schlägt Ihr ihm
ja den Schädel ein! Unter die Arme fassen, so . . . Halt! da fällt
ihm was aus der Tasche. Etwas Lithographiertes . . . hm! — da . . .
Ach, das hätte ich beinahe vergessen. — Ich habe ja noch seinen
Bart in der Tasche. Da — nehmt gefälligst auch den Bart! Adieu!
Wenn er ausgeschlafen hat, sagt ihm, daß ich morgen früher for-
gehe, — damit er nicht zu spät kommt. Fahr zu, Kutscher!“
(Autorisierte Uebersetzung von B. P. Rasen.)

Indiskretionen.

Ob man heutzutage bei einem Bekehrten, ob bei einem Künstler
oder Beamten eingeladen ist, immer kommt die Rede auf die
nationale Jugendbewegung. Sonderbar, wenn man
denselben schwarzen Rock anhat wie solche Herrschaften und an
denselben schwarzen Tische sitzt, dann sehen sie die gleiche bürger-
liche Bestimmung so sicher voraus, daß sie sich vor keiner Enthüllung
scheuen — selbst wenn sie mit jemand zum ersten Male zusammen
sind. Da erzählte ein Doktor, er habe jetzt eine besonders hübsche
Arbeit vor: einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte für die
„Jungdeutschlandpost“; der General v. d. Goltz habe ihm den Auf-
trag übermitteln. Bezahlt werde die Geschichte von Krupp.
Darauf frante ein Harmloser, ob diese Aufgabe für seine Arbeiter-
kinder in Essen bestimmt seien — aber der wurde schön ausgelacht.
Von einem Teilnehmer an dieser Gesellschaft erfährt man dann
noch, ein Referent im Sächsischen, Kollege des Erzählers, reise
in seinen freien Stunden auf dem Lande herum und mache Propa-
ganda für die Jungdeutschlandbewegung. Aber ihn selber, den
Organisator, widere der Eifer an, mit der die Staats-
beamten ihm ihre Dienste aufdrängten, wenn es

sich um die Hergabe von Lokalen in öffentlichen
Gebäuden: Schulen, Gerichten u. dgl. handle, und wie sie
sich darauf ausgingen, sich durch diesen außerordentlichen
Dienstleister einen guten Namen bei der vorgelegten Behörde
zu machen. . . .
Wenn dieses Treiben schon den Anhängern der Bewegung
selber zum Ekel wird, dann muß es recht hässlich geworden sein.

Konservative Kinderstube.

Man wird gebeten, sich einmal das Preussische Abgeordneten-
haus auf die gute Erziehung hin anzusehen. Der Standpunkt ist
berechtigt, denn die diversifizierte Staatserhalter haben minder staats-
erhaltende und daher berächtigliche Abgeordnete so oft aufgefördert,
sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen, daß man meinen könnte,
man sei nicht in einem Parlament, sondern in einem Mädchen-
pensionat, zu welcher Annahme übrigens auch schon der geistige
Horizont der besseren Herren verführt.
Der Abgeordnete Liebknecht nennt Ausführungen des Herrn
v. Dallwitz schnoddrige Lebensarten und wird dafür zur Ordnung
gerufen. Herr v. Dallwitz versichert den Abgeordneten Liebknecht
seines erheblichen Mages von Nichtachtung und empfängt dafür
die begeisterten Ovationen einer Horde von Ordnungsmännern,
bei denen einige patriotische Phrasen detart narzotifizierend gewirkt
haben, daß sie nicht mehr sehen, wenn sie die Würde des Hauses
beschimpfen, dem sie selbst angehören.
Es ist wohl kaum möglich, sich etwas Unerzogenerees zu denken
als die blöde Vorstellung, jemand sei seiner Anschauungen wegen
gesellschaftsunfähig. Man muß immer wieder erinnern, daß die
Verfechter eines konstitutionellen Königreiches vor hundert Jahren
vaterlandslose Gesellen waren und daß die Verfechter des Reichs-
gedankens (um nach dem Vater nun auch den Sohn zum Wort
kommen zu lassen) „Einde“ waren. Man muß daran erinnern,
daß das Parlament, heute in Preußen der Hort der Reaktion, ein-
mal als Einrichtung der Revolution galt und daß selbst eine alte,
klapprige Mechanik wie das Dreiklassenwahlrecht als Erfindung
des Teufels verdammt wurde. Die Enkel und Urenkel dieser
Herren Verächter verdanken nun heute gerade dieser Ausgeburt
der Revolution und dieser Erfindung des Teufels ihre ganze
Macht und sollten daher, denn auch die Dankbarkeit ist ein Teil
der guten Erziehung, durch etwas Erkenntlichkeit ihre Gedanken-
losigkeit mildern. Es wird eine Zeit kommen, und so sehr lang ist
es wohl nicht mehr bis dahin, da wird auch das parlamentarische
Regime etwas sein, was die Welthe des Staatserhaltenden umgibt.
Es scheint daher ratsam, sich schon heute langsam mit dem Ge-
danken vertraut zu machen, daß auf dessen Propagierung kein
Judithaus steht und man selbst dann ein anständiger Mensch sein
kann, wenn man von Ministerverantwortlichkeit todet.
Aber, und hier kommt man auf den wenig lauterer Quell des
„guten Tons“ im Abgeordnetenhaus, den Herren Triartern ist es
im Grunde ja ganz egal, was man auf der Linken propagiert. Es
geht ihnen weder um Thron noch um Altar als solchen, sondern
es geht ihnen einzig und allein um Besitz und Macht. Sie treiben
es längsten von allen Deutschen Politik und wissen daher aus
jahrhundertelanger Erfahrung, daß in Deutschland, bis heute
wenigstens, auf der Seite der Krone die besten Geschäfte zu machen
sind. Würden die zehn Sozialdemokraten zehnmal länger und
zehnmal lauter reden, so könnten sie die konservativen Weisfallen in
jeder Stärke sicher sein, wenn sie sich nur zum Schutzholl befehren
wollten. Alles andere wäre ihnen erlaubt, man würde sogar
langsam an ihre Daseinsberechtigung glauben, nur die Hölle mühten
sie mit anderen Augen ansetzen lernen. Es ist doch schließlich kein
Zufall, daß der große Riß zwischen Rechts und Links nur bei
Joll- und Steuerberatungen zu Tage tritt. Kleine Blänkeleien
um die Kommandogewalt sollen nur dazu dienen, ein in Joll-
sachen unerfreuliches Parlament zu diskreditieren. Und die ganze
Aufregung in der preussischen Dunkelkammer hat ja auch nicht im

Der Hafen.

Von Emile Verhaeren. Deutsch von Ludwig Scharf.
Das ganze Meer rollt nach der Stadt!
Ihr Hafen ist mit unheilvollen Kreuzen übersät:
von Raken quer vergittert ein Wald von Masten steht.
Ihr Hafen tropft von Ruh, mit Nebeldunst vermenget,
drin rot das Riesenauge der Sonne tränend hängt.
Ihr Hafen ist von schwarzen Dampfbooten aufstrahlend,
aus denen, rauchvergraben, ein heisses Heulen schreit.
Ihr Hafen ist von Armen ein zappelndes Gewimmel
im Labyrinth der Tawe, verloren unterm Himmel.
Ihr Hafen ist ein Schüttern, ein Klirren und ein Stößen
von Hämmern, deren Schläge dumpf durch die Lüfte tosen.
Das ganze Meer rollt nach der Stadt!
Die Fluten, die da leicht wie Winde reifen,
mit eigenem Leben um die Erde kreifen,
auf Schiffen führen sie die Welt einher,
damit die Stadt im Feuer sie verzehret.
Der Morgen und der Mittag nach ihr sein Steuer hält,
der schneebelegte Norden, die Karrheit aller Welt
in jeder Art und Zahl, wie sie der Wunsch bestellt.
Was Menschengeist erfinnt, was aus der Hirne Schacht
vulkanisch und gewaltig entsteigt der ewigen Nacht:
in vollen Segeln zieht zu ihr, der Stadt der Kämpfe,
zu ihr, der Stadt des Willensstreits und heißer Willenskrämpfe,
zu ihr, der Stadt des Glanzes und Reichthums selbster Art —
und das naive Seebvok auf seiner langen Fahrt
malt ihren Schlangentab sich auf die rauhe Haut
zur Stunde, wo das Dunkel auf Meeresflächen graut.
Das ganze Meer rollt nach der Stadt!

Das ganze Meer rollt nach der Stadt!
Das Meer, das heftig, jäh und schrankenlos
die ganze Erde wiegt in seinem Schoß,
nur dem Befehl der Schwere unterliegend,
vom sichern Lauf der Strömungen durchzogen —
das Meer und ihm verbündet seine Wogen,
e in Riesenumfich, der hundertfarbig schimmert,
uralte Felsenberge niedertrümmert
und dann zurück sich legt wie ausgeglichen —
das Meer, dem zärtlich jede Welle schwillt,
wenn sie nicht But verhüllt, jetzt wild, jetzt glattgestrichen —
das Meer, das aufregt, ängstigt und bedrückt,
wer immer sein berauschend Bild erblickt . . .
Das ganze Meer rollt nach der Stadt!
Ihr Hafen ist von Feuern erregt und aufgeheilt,
von denen Flackerleuchten auf hohe Kräne fällt.
Ihr Hafen starrt von Türmen, in deren dumpfen Mauern
die unterirdischen Wasser austauschen und erschauern.
Ihr Hafen strotzt von Blöcken, draus steinerne Gorgonen
ihr schwarzes Haarney schütteln, drin glatte Vipern wohnen.
Ihr Hafen klingt von Sagen, die Götinnen umwehen
am Bug von Seglern, die mit goldnen Masten geh'n.
Ihr Hafen ruht zur Feier nach abgeschlag'nen Stürmen
in Becken, die Granit, Marmor und Erze schirmen.

Erna.

Eine Berliner Kindergeschichte von Mag Winter.
Es ist gut, daß Bürgermeister diese Sitzungen haben und nicht
immer abkömmlich sind. Am Montag gewann ich dadurch eine
halbe Stunde unreinwilliger Ruhe und konnte in den prachtvollen
Festten blättern, die auf dem Tisch im Wartezimmer des Herrn
Bürgermeisters Dr. Reide aufliegen. Es ist die Sammlung „Das
malerische Berlin“ und in ihr ist man plötzlich „Am Krögel“, der
Hauptzusucht der Architekturmalerei zur Sommerzeit, und so an-
ziehend sind die Bilder dieser von der Direktion des Märktischen
Museums herausgegebenen Sammlung, daß man sie nicht mehr
los wird und daß man es wie Glück empfindet zu vernehmen, daß
dieses verschwindende, schon dem Tode geweihte Stück Alt-Berlin
kaum zwei Minuten vom Rathaus weg entfernt ist. Das willst
du dir einmal gleich ansehen! sagt du zu dir, und kaum hast du
deine Geschäfte mit dem Bürgermeister erledigt — es galt Er-
laubnis zum Besuche einiger städtischer Anstalten einzuholen —
machst du dich auf den Weg und siehst wirklich zwei Minuten
später auf dem Mollenmarkt vor dem schmalen Sadgäßchen, an
dessen zerbröckeltem Gemäuer die Aufschrift „Am Krögel“ steht.
Das Eintrittsgeld betrug nur drei Groschen: jedem der

Jungen, die gegen den Krögeleingang mit Körnelstücken um die
Wette warfen, einen, damit einige Vananen Abwechslung in ihr
Dasein bringen sollten. Es lohnte sich sehr, denn eine Viertel-
stunde später waren die Drei meine Führer durch das alte Ge-
mäu und sie sagten ihren Spruch in Tonfall und Geläufigkeit
so her wie alte Fremdenführer:
„Sehen Sie mal, mein Herr,“ so beginnt der Kleinste sein
Verklein zu sagen, „der ganze Haus steht 500 Jahre. Dort unter
vier Fenstern hab'n Sie die Sonnenuhr mit einer alten lateinischen
Inschrift: Mors certa sed hora incerta, was zu Deutsch heißt:
Der Tod ist gewiß, aber die Stunde ist man ungewiß . . .“
„Der ganze Haus ist achimal abgebrannt,“ fällt der größere
Junge ein.
„Quatschkopp, was sagste da . . . es ist siebenmal abgebrannt,“
belehrt ihn der Kleinste, „aber achimal badeffert.“ Und dann
geht es weiter wie mit der Weisheitsnarre . . . „Dort in diesem
Zefängnis, in die Stadtdochter, hatte früher Friß Meuter
jeschamacht. An der Röhre sind die Zefangenen herunterjellert,
darum haben die Wächter die Wasserrohre abgeschlagen und
Stachelbraht darum jemacht. Dort an die Spree, dort war der
Zefängnisgarten, dort bräuben ist der Inselpeicher und hier oben
bei Wolfen könn'n Sie Insichidlarcken bekom'n.“
So erzählt im Fremdenführerton der kleine Ernst, der,
während seine Mutter in einem Hinterhause in der Höchststraße
am Friedrichshain (eine gute halbe Stunde vom Krögel weg)
Stoppeden macht, hier Fremdenführer ist, so wie alle die andern
Jungen, die auch weit ab wohnen, aber hier ihrem Erwerb nach-
gehen. „Gene Marx funzig“ gibt mir Ernst als seinen Tages-
verdienst an und treuherzig erzählt er mir auch, daß er davon eene
Marx der Mutter gebe, den Rest aber vernasche.
„Und wenn Du nichts verdienst? Was tut dann Deine
Mutter?“
Der Reunjährige will mit der Antwort nicht heraus.
„ . . . Und wenn Du nichts bringst?“
„ . . . heut sie Dich“ . . . plagt eine Siebenjährige dazwischen,
deren Neugierde es nicht ausdient, daß der Junge mit der An-
wort nicht heraus wollte.
Ich erspare dem Jungen das — Bekenntnis seiner Qual und
wende mich wieder Erna zu, die sich nun wieder zu uns gesellt
hatte. Sie war, als ich zuerst allein in den Hof trat, der seitlich
gleichläuft mit der Wasse, meine erste Begegnung.
„Nun, gehst Du noch nicht zu Mutter heim?“
„Ne, das ist nich so schlimm . . .“ sagt sie ausweichend und
springt davon. Das Fragen war ihr unbequem geworden. We-
greiflich! Das erste Wort, das die Elsfährige zu mir gesagt hatte,
war Lüge gewesen. Sie schiedte gerade im Hof die Hühner und
eine Alte steckte im ersten Stod ihren Kopf aus einem Fenster:
scheuchte das Mädchen.
Ich frage die Alte, ob ich wohl einen Blick in ihre Wohnung
werfen könnte — aber sie vertehrt mir die Erfüllung der Bitte.
Alle Leute sind ängstlich und heutzutage soll man niemandem
trauen, wenn er auch Kunstinteresse vorführt. Aber an die

geringsten einen anderen Trost. Die zehn Sozialdemokraten sollen und müssen niedergeschrien werden, damit nicht etwa ruhige Sektionen den Beweis liefern, man könnte mit solchen Menschen ernsthafte Arbeit leisten. Sie werden gereizt, verhöhnt und geschimpft, und immer wieder nach außen hin zu zeigen, was für eine Rote von Vaterlandsfeinden sie seien. Daß diese ganze Orgie von Verehrungsgelüsten und gedanklicher Unfähigkeit unter der Devise: Benimm dich! vor sich geht, kann einem die osteilische Stinberube nicht angenehmer machen; man riecht zu genau, daß sie neben dem Kuchfall lag.

1913 und 1914 hat Liebschnecht dasselbe Kaiserwort gebraucht. 1913 wurde es von einem „entschieden“ Nationalliberalen in dumpfer Empörung zurückgewiesen; 1914 hat es der Präsident durch einen Ordnungsbruch getriggert. Da kann man wohl sagen: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Die Herren lernen zu, sie machen überausgehende Fortschritte in Vaterlandsliebe und gutem Ton, und es ist vorzusehen, daß in Zukunft die Fürstentümer nur noch wie die Orden an Gutseinste verleiht werden. Bei Wilhelm II. wäre es wohl zu spät, aber der Kronprinz könnte jetzt im hohen Rang seines Lebens einen Rüstschuß auf besonders markante Wendungen und besonders interessante telegraphische Entgegnungen annehmen. Immer noch gibt es wertvolle Blätter der Opposition, die sich klugvoller Worte wie: Immer feste drauf! mißbräuchlich bedienen, und es ist wohl anzunehmen, daß auch ihre Anwendung im Parlament eines Ordnungsbruchs gewürdigt würde.

Daß es mit den besten Lebensformen vereinbarlich ist, antisemitische Lehren auszusprechen, auch das hat das unübertreffliche Abgeordnetenhaus uns zu Gemüt geführt. Es ist nicht bekannt geworden, daß diejenigen Herren Konservativen bei dieser Rede schamvoll hinausgegangen sind, die eine Angliederung ihrer Verhältnisse von dieser sehr geschmähten Seite ohne besondere Beweismittel entgegengenommen haben und die von der Kuh im Stall bis zum Sohn in der Garde alles für jüdisches Geld feil haben. Auch hier scheint also ein Gebiet zu sein, dessen Brot man essen kann, ohne sein Lied singen zu müssen und das wahrscheinlich zu denjenigen gehört, worauf ein Konservativer dank seiner Erziehung nicht eingehen kann. Das wird aber keinen der Herren abhalten, nächstens wieder die Redefangel Königstreuer Analphabeten zu besteigen und von der Demokratie zu reden, als handle es sich um eine besonders gefährliche Viehseuche. Sie werden sich wie ein Mann um die Kommandogewalt scharen, von der sie mit Recht eine Stabilitätsforder zur Erhöhung der Viehpreise erwarten, denn für sie ist der allerhöchste Kriegsherr zwar nicht jeder Zoll ein König, aber jeder König ein Hollauchter.

Der Hurraruser.

Vor einigen Tagen glaube ich eine Entdeckung gemacht zu haben, die mich überraschte. Ich geriet in eine der üblichen Menschenmassen, die vor dem Potsdamer Bahnhof ein halbes Duzend leerer Gouffischen beharrlich und ehrsüchtig anparierte. Als und zu stülte jemand, „im Vorgefühl von solchem hohem Glück“, „Ja-ti-la-ta“. Ich wußte nun also, daß man Wilhelm II. erwartete.

Bewegung. Die Schulleute schütteln den gutgenährten Korpus stramm. Und da, irgendwo vorn in der ersten Reihe ein scharfes „Hurra!“, wie auf dem Egerziegel geübt. Die Menge klappert dünn und schütterlich nach: „Hurra! hurra! hurra!“

Jetzt erste Hurra Klappe so sinnfällig, zeugte von einer solchen Geistesgegenwart, Schulung und stimmlichen Übung, daß es mir bisartig aufging: Dieses Hurra ist bestellt, dieser „Publikus“, dieser patriotische „Mann aus dem Volke“ ist von der Polizei oder irgendeiner anderen Behörde angestellt!

Und nun weiß ich, weshalb nie und nirgends, vor Leuten und vor besetzten Gouffischen die bekannte „türkische Begrüßung“ ausbleiben kann. In der ersten Reihe steht sicher immer, im auffälligen Bürgerrock, der bezahlte Stimmgeber, der schneidige Hurrarschreier von Profession.

Kleine weist sie mich. „Die soll Ihnen die Wohnung zeigen.“ Dann klappert sie das Fenster zu.

„Wo wohnt Du?“
„Zwei Treppen hoch.“
„Na, dann führe mich mal.“
„Ich wech aber nicht, ob Rutttern daheime ist.“
„Wie wollen mal sehen.“

Schon stolpern wir die eingetretenen Holztreppen hinauf und vor einer Türe macht sie Halt und reißt mächtig an dem Klingelzug. Niemand öffnet. Sie dreht sich mit dem Rücken gegen die Türe und trommelt mit den Fingern an sie.

„Lust Du das immer so?“
„Ja!“ ist ihre kurze Antwort.

Eine Nachbarin kommt heraus. Ich plaudere mit ihr — die Kleine ist indes fort, den Führergrößen in Süßigkeiten umzufassen, da poltert es schwerfällig über der Treppe herum. Ein etwa 35jähriger erscheint schließlich auf dem Treppenabsatz — ein Unterkriecher der Mutter meiner kleinen Führerin. Er sperrt auf und gewährt mir gerne den erbetenen Blick in die Wohnung. Ein Waffenquartier, 35 Pf. für eine Nacht. Zwei Stuben und eine Küche. In der ersten Stube stehen zwei, in der großen, zweiten Stube, die in der Mitte durch einen alten Lumpenborhang in zwei Teile getrennt ist, stehen sechs Betten.

„Wo schläft die Frau?“
„In der Küche.“

„Und die Kinder?“
„Kinder?? Hat sie Keene!“

„Aber es hat mich doch eben ein Mädel heraufgeführt, eine Tochter der Frau.“

„Aber, die Frau Müllern hat Keene Tochter.“

Im selben Augenblick steht die Kleine wieder da und hält dem Schlafurschen ihre Tüte mit „Bonbons“ hin, in die sie den Groschen gewandelt hatte.

„Da ist sie ja.“

„Ach nee, die ist aber doch nur zu Besuch bei Tante Müllern.“

„Da hast Du mich also angelogen?“

„Die läßt gerne,“ sagt der Mann und nimmt seinen grünen, alten Plüschhut, der ihm etwas seitlich auffaß, ab.

„Sie hat mir erzählt, Rutttern wohne hier und der Vater.“

„Dieser sei Maurer und ihre Brüder seien alle in Stellung und wohnen auch hier und sie seien erst vor vier Monaten von Dresden hierher verzogen.“

„Alles Romane!“ folgt der andere geärgert und erzählt mir dann — die Kleine ist längst schon wieder bei der Türe draußen — von seinem Leid. Er ist invalider Arbeiter, Anstreicher. Er fiel von einem Gerüst aus Stockwerkshöhe und rief sich das Bein auf — seither geht es nicht mehr recht und er malt Ansticharten — die märkische Landschaft: Wasser, Wiesengrün, einige Höfen und einiges fliegendes Zeug — die Windmühle am See, Schiffe, Wolke und wieder Vögel — das Häuschen im Schnee, wieder Höfen und Vögel. Diese vertreibt er als „Ansticharten“ in Wirkstuden — das Stück zu „sunzeln Pennische“.

Ein Lühower.

Wenn man nur noch den patriotischen Musterfibel urteilen will, bestand „Lühows wilde verwegene Jagd“ Anno 1813 nur aus hochgemuten blondgelockten Jünglingen, die glühender Patriotismus in die Reihen der Freischär getrieben. Wie aber die militärischen Leistungen des Lühowschen Freikorps recht minderwertig waren, so bildete auch nicht der vaterländische Idealismus die einzige Triebfeder seiner Mitglieder. Wenn man es noch nicht gewußt hätte, erfähre man es aus den Erinnerungsblätter, die ein ehemaliger Lühower Jäger hinterlassen hat und die vor kurzem in der bekannten Memoirenbibliothek von Kober u. Kub unter dem Titel: Wenzel Krimer, Erinnerungen eines alten Lühower Jägers, in zwei Bänden erschienen sind.

Allerdings bildet die Dienstzeit Krimers bei den Lühowern nur eine kurze Episode seines Lebens, denn als er sich den schwarzen Tschako mit dem silbernen Totenkopf aufsetzte, war er, obwohl erst achtzehnjährig, schon das, was man einen ausgeflogenen Jungen nennt und hatte schon den ganzen Budel voll abenteuerlicher Erlebnisse. Nicht in Preußen, sondern in Datschik in Währen war Wenzel Krimer zur Welt gekommen, einer von zwölf Kindern einer Familie, die ihren Ursprung auf ein magyarisches Adelsgeschlecht zurückführte. Seine „Erinnerungen“ erzählen frisch und lebhaft, wie sie auf jeder Seite sind, von übermütigen und tollen Jugendstreichchen und von der Schulzeit in dem Prämonstratenserkloster Neureich, in dem Mönche, die in „Unzucht, Väterastie, Betrug, Lüge, Verleumdung, Schmeichelei, Rachsucht, Lüge und allen möglichen Lastern“ schwelgten, vierhundert Knaben in die humanistischen Wissenschaften einzuführen hatten. Der vierzehnjährige schon trägt als f. f. feldärztlicher Praktikant einen Orden an der Seite und macht den Feldzug von 1809 mit. Dann tritt Krimer in die militärische Akademie in Wien ein. Während er sich in der Medizin gediegene Kenntnisse erwirbt, führt er doch zugleich ein wildes Leben, das jenem renommierten Zeitalter entsprach: Weibergeschichten, Saufereien, Raufereien — Halli und Hallol! Zwischen durch soll er an einer Studienexpedition nach dem Orient teilnehmen, wird aber in Belgrad krank und muß zurückbleiben und zurückkehren. Er ererbt sich aber einer wahren Pferdenatur und hilft sich darum gern mit einer Pferdebür. Wie er im Feldzug von 1809 einer Krankheit mit unendlichen Mengen von Salamivurft und Kotwein beikommt, bringt er sich in Belgrad mit einer gewaltigen Quantität Runkel auf die Beine.

Als aber im Frühjahr 1813 die Flügelhörner aus Preußen nach Oesterreich hinüberjammerten, hält es den stets noch Abenteuern Lüthern nicht in Wien und statt Wunden zu heilen, macht er sich auf, Wunden zu schlagen: er bricht über die österreichische Grenze, gelangt nach Breslau und reißt sich in die Lühower ein. Das war ein Korps so recht nach seinem wogelustigen Sinn. Die Abteilung der reitenden Jäger war nach Zusammenlegung und Ausrüstung noch gerade leidlich, aber bei den nichtberittenen Lühowern fand man „Menschen von allen Nationen, Charakteren, Ständen, Sittenschattierungen, in den seltsamsten Kleidungen und Waffen. Leider, mitunter auch einiges Gefindel. Man hat zwar dieser „wilden verwegenen Jagd“ gar vieles Böse zu Unrecht nachgesagt, aber das ist wahr: schlammig ging es denjenigen Orten, wo sie durchliefen oder gar denjenigen, die Feindseligkeit gezeigt. Wie mußten in der Regel den Einwohnern eine Schutzwache gegen unsere Kameraden abgeben.“ Dabei fühlt sich Krimer bei dem Leben, das „so einen Anstrich von Räuberbandenleben hat“, karniballisch wohl und nimmt auch seelenruhig am Plündern und Beutemachen teil, ja, er führt

Ein armseliges Brot.
„Für heute habe ich nicht einmal noch mein Schlafgeld beisammen. Da muß ich Frau Müllern man bitten ...“

Der nächste Morgen findet mich in der Alten Jakobstraße. Ich sitze in der Aufnahmefangst des Waisenhauses und wieder hat es sein Gutes, daß der Hausdirektor Schuster gerade seinen Rundgang durch den weißläufigen Bau macht und daß ich warten muß. Ich werde Zeuge des Amislebens in diesem Hause. Mütter kommen und bringen ihre Kinder, Pflegemütter kommen mit den ihnen anvertrauten Pflänzlingen zur ärztlichen Untersuchung, andere wieder, um Kinder in Pflege zu übernehmen, Schwestern gehen ein und aus, bringen Kinder im weißblauen Hauskittel oder führen sie weg, zum Arzt, zur Einleitung. Ein großer Laubenschlag. Die Durchgangsstation für die Kinder, die der städtischen Waisendeputation zur Obfuge anvertraut sind oder eben werden.

Wieder öffnet sich die Tür und eine rundliche, gutgenährte Frau schiebt ein Mädel vor sich her, angelehnt mit dem besten Staat des Waisenkinds, einem Wintermantel und einem graubraunen Kapottbüschel auf dem Kopf. Auf dem Rücken die Schultasche.

„Du hier?“
Wir haben uns gleich erkannt, die Kleine vom Krögel und ich. Sie gibt keine Antwort, dafür aber Rutttern.

„Ja, ich bring sie zurück. Ich mach sie nicht mehr. Sie hat mir 12 R. gestohlen und jetzt ist sie erst um 11 heeme gekommen.“
Ohne es zu wollen, werde ich zum Zeugen wider das Kind. Alles ist nun klar, alles war erlogen. Sie hatte vielleicht gar keine Mutter, war städtisches Waisenkind und hatte der Pflegemutter so schwere Sorgen bereitet, daß sie sie nun wieder zurückbringt. Ich erzähle von meiner Begegnung — der Pflegemutter und dem Beamten.

Der ist indes an das Kind herangeitreten und hatte einige gütig-ernste Worte der Mahnung an die Kleine gerichtet: „Es wird schlimm werden mit Dir, wenn Du's so fortmachst. So geh's nich ...“

„Wo fachen Sie, haben Sie die Kleine gesehen — am Krögel? Am Totenwille, da war sie wieder bei Tante Müllern. Das ist ja nur ihre Tante. Nur bloß eine Freundin von ihrer Mutter. Am Krögel! Das ist mehr denn eine Stunde Wegs von unserm Loschis. Da hab'n Sie's. Ich bin nicht mächtig genug, sie zu behalten ...“

Die Kleine wird von einer Schwester übernommen und verschwindet. „Na, da bist Du ja wieder, Erna,“ hatte sie diese in Empfang genommen. Eine alte Bekannte also. Auch die Pflegemutter geht.

Nachmittags führt mich ein Arzt durch das ganze Haus. Waisensstation — Säuglingsstation — Kinderasyl. Lange, lange wandern wir schon durch die prächtigen, stillen Räume, in denen man es oft gar nicht merkt, daß hier Hunderte von Kindern zu

die — in Wirklichkeit allerdings, wie schon gesagt, recht zweifelhaften — militärischen Eigenschaften der Freischär auf die Tatsache zurück, daß es neben begeisterten Freiheitskämpfern aus „durchtriebenen Schlauchpöfen“ bestand, „die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten“, und daß sie ungeheuerliche Beute machen konnten.

Aber auch bei den disziplinierteren Truppen war das Beutemachen an der Tagesordnung. Nachdem die Lühower durch den berechtigten Ueberfall bei Rügen aufgerieben sind, wird Krimer gezwungen — lieber hätte er die Offizierslaufbahn eingeschlagen —, als Oberarzt bei dem 6. Reserve-Infanterieregiment einzutreten. In der Schlacht bei Kulm bleibt er verwundet und ohnmächtig auf dem Gefechtsfeld liegen und wird ruflos ausgeplündert, aber, erzählt er mit rührender Naivität:

„Ich war noch nicht weit gegangen, als ein Pferd herangeprennt kam, welches einen tödlich getroffenen französischen Kolonel (Oberst) im Steigbügel hängend auf der Erde schleppte. Ich hielt es auf, setzte mich sogleich in seinen Sattel und machte mich zum Erben des Verstorbenen. Die Erbschaft fiel ziemlich reichlich aus und einschließliche mich beinahe ganz für meinen Verlust. Ich fand eine bedeutende Summe Gold, Wechsel, Uhr, Ringe und sonstige Sachen von Wert.“

Auch das hat „so einen Anstrich von Räuberbandenleben“.

Unter allerhand neuen Abenteuern macht Krimer die Schlacht bei Leipzig mit und zeichnet sich als Leiter eines Lühowscharen im Thüringischen aus. Das Jahr 1814 findet ihn bei dem Feldheer in Frankreich, in Paris faßt er durch alle Strudel des Vergnügens und erhält auch das Eiserne Kreuz, um dann nach Thüringen zurückzukehren und sich in Erlurt Hals über Kopf zu verloben und zu verheiraten. Aber sein Eheglück ist nicht von langer Dauer. Die Marchtrommel ruft ihn Frühjahr 1815 aufs neue. Napoleon ist von Elba zurück, nach Glandern wälzen sich die Regimenter. Auf dem Marsch dorthin lernt der junge Oberarzt in Koblenz ein wahres Massenstreiches Lager kennen, dem nichts fehlte als der Kapuziner. Wein, Tanz, und Surenhäuser drängten sich eins an das andere und alle waren mit Soldaten gefüllt. An diesem und jenem Orte sah sich Krimer das Treiben an:

Ein wilder, vernorrerter Russländer, brüllender Gelang der unglücklichsten Vieder, freches, schallendes Gelächter, Fluchen, Schreien, Loben, Böhnen, Wäster, und Fenstergeräusch — alles durcheinander; alle Häuser voll Menschen; freche, halbnaude und überdies noch fast ganz durchsichtige gekleidete Diener, manche kaum erst 18 Jahre alt, ließen wie rasende Manaden herum und rissen alles mit sich, was ihnen in den Weg kam; andere paradierten in phantastischen Stöcke vor den Türen und luden die Vorübergehenden ein zu einem Souper d'amour von 20 Gerichten, oder zu einer Partie Tric-trac; andere nannten diese sauberen Sachen geradezu mit dem rechten Namen, mit Angabe des Preises und zeigten ohne Umstände die Kräfte vor, die hier festgeboden wurden, damit jeder sehen konnte, was er bekommen.

Von Koblenz geht's in Gewaltmarsch nach Rüttich, wo Blücher von den auffälligen Sachen bedroht ist, und von dort auf die Niederländischen Schlachtfelder. Bei Waterloo ist Krimer ein wieder beim Beutemachen mitten dabei. Er attackiert einen Wagen, in dem ein französischer Feldgeistlicher sitzt, ersticht, ohne zu sehen wen er vor sich hat, den Gottesmann und nimmt einige wertvolle Kirchengüter an sich, die er nachher an einen Goldschmied losklopft.

Danach folgen noch ein paar Monate tollen Lebens in Paris, auch sie sind gepickt mit Erlebnissen aller Art, und allendlich Friede geschlossen ist, zieht Krimer auf die Universitäts Halle, um seine sehr problematischen medizinischen Kenntnisse durch ein systematisches Studium zu ergänzen. Er ist kein politischer Kopf, aber auch er wird bewegt von den Klagen, die die „Demagogen“ der Burjenschafter anstimmen. Er meint, man müsse sie anfangen,

die sie zu Demagogen gemacht, ihren demagogischen Geist geübt und so lange genährt hatten, als sie ihn brauchen konnten,

Waste sind. Tollen und schreien können sie draußen auf dem Spielplatz, im Haus ist verhältnismäßig große Ruhe. Da aber plötzlich hinter einer Türe jämmerliches Geschrei. „Dem wollen wir nachgeben,“ sagt der Arzt. Neht vollständig sich die Einleitung der Wiedergekommenen. „Zuerst werden sie gründlich gereinigt und gebadet und da gibts manchmal Geschrei.“ Wir treten in das Bad ein. Ein Junge konnte nicht aus der Einzelkammer heraus und darum Schrie er so. Alle anderen sind ruhig. Zur Linken in einem Vorraum des Bades stehen drei Mädel. Die größte ist Erna. Ein langes Hemd geht ihr bis über die Knie. Was darunter hervorragt, ist längst reif fürs Wasser. Eine halbe Stunde später wird auch Erna frisch und sauber sein und mit den andern Neulingen zum so und so vielen Male in der Stube sitzen und sich vielleicht vornehmen, es nun, bei der nächsten Pflegemutter doch anders zu treiben — denn die Fürsorgeerziehungsanstalt ist schon in bedenkliche Nähe gerückt.

Zwei Tage später. Straßauer Straße. Eben trete ich aus dem Wohnungsamt der Stadt Berlin, da kommt mir der Kaler über den Weg, die Anstaltskarte unter dem Arm.

„Bissen Sie schon das Neueste von Erna?“

„Erna? Erna?“ Er grübelt.

„Nun, von der Kleinen, die ich bei Ihnen traf ... gestern habe ich sie im Waisenhause getroffen.“

„Im Waisenhause? Na, da wird Tante Müllern schauen. Also ist sie wieder im Waisenhause ... ne, ne ... Es ist gut für sie. Sie tagiert herum, ich habe sie mir mit Mühe losgebracht. Eines Sonntags kam sie zu Tante Müllern — wir lagen noch alle im Bett und sie kam zu jedem und reichte ihm die Hand und mir schloß sie sich dann an, als ich mit'n Karten fortging. Ich habe sie nicht mitnehmen woll'n, aber sie wollte durchaus mit — nee, socht ich, das ist nich für Dich — Du gehörst zu Dein Papa; wenn Du nicht heimkommst, freich ich dann die Kackenschläge von Dein' Papa. Ich hab' sie wieder zu Frau Müllern geführt. Es ist een Unglück mit dem Kinde, 's ist een Kind der Strafe. Ihr Papa kann sich drum nich kümmern und die Mutter ist nach dem Spreewalde und so streicht es herum ... Nee, nee, jetzt ist sie also wieder im Waisenhause — nee, da wird die Tante schauen. Nee, nee, mit der kannst och geen gutes Ende nehm'n ...“

„Glauben Sie?“

„G'n Mädchen ist fleich in schlechte Hände — sie ist man zu vertraulich ... die geht fleich mit jedem in die Wohnung. Ich habe sie mir mit Mühe abgeschüttelt. Schade ... Schade ... 'n Kind der Strafe.“

„'n Tach, Herr, 'n Tach ...“

Vielleicht hat er recht, der invalide Anstaltskartenmacher mit dem grünen Hut, fleichlich auf den Kopf, vielleicht wächst da eine neue Strophe zu dem Behreim:

Unter'n Linden, Unter'n Linden
Reusch' da lachte dir 'n Pf. ...

und als ihre Aussichten erreicht waren, nicht allein keines ihrer Versprechen hielten, sondern auch noch obendrein den Männern, die Leben, Habe und alles, was dem Reichen teuer ist, zum Opfer gebracht, durch schöne Worte oder Versprechungen begünstigt, den Mund stopfen wollten, wenn diese sich erkühnten, sie daran zu erinnern, oder sich deshalb zu beklagen. Wie würde man von Demagogen in Deutschland etwas gehört haben, hätten die Mächtigen sie nicht selbst geschaffen. Man versprach nun mehr als man später halten konnte, auch wohl, als man zu halten gesehnen, ja, mehr als nötig war; weil man glaubte, man könne diesen nicht genug tun, um den Freiheitsgeist der Deutschen zu wecken; aber wie ein furchtbarer Racheengel stand er schon längst unter ihnen, nur eines Winkes gewärtig; ihn zu leiten, war jetzt die Aufgabe der Großen, ihn nach vollbrachter Tat durch Wortbrüchigkeit, Undank und Strenge bannen zu wollen, hieß statt seiner einen finsternen Dämon heraufbeschwören. Wer noch zweifelt, daß dies Bild nicht treu und wahr sei, der lese gewiß die noch häufig vorhandenen Proklamationen des Generals Hart vom Februar 1813, des Kaisers Alexander von diesem Jahre, die des Königs vom März, Mai und Juli 1813, vom Fürsten Schwarzenberg, von den drei alliierten Monarchen vom Oktober 1813, und frage dann die Völker Deutschlands, frage den Bürger oder Landmann, der voll Vertrauen und mit Freude seine Söhne, sein Hab und Gut hingab, ja selbst noch kriegerische Dienste tat, frage die als Krüppel zurückgekehrten Krieger, frage die Witwen und Waisen, frage die Beamten, die ihre Stellen aus dem Felde zurückkehrend wieder einnehmen wollten, ob und wieviel von jenen Versprechungen und Zusicherungen gehalten worden!

Das war die verbitterte Grundstimmung einer ganzen, kühnlich geprellten Jugend um 1815 herum!

Polizei-Bestien.

Selten hat ein Prozeß so entsetzliche Roheiten und Bestialitäten auf einer Polizeiwache an das Tageslicht gebracht, wie der, der am Freitag vor dem Schwurgericht Beuthen gegen die beiden Polizeiseergeanten Kokott und Wegehaupt verhandelt wurde und über dessen Ausgang telegraphisch berichtet wurde. Es handelt sich um die juristische Mißhandlung und Ermordung des Arbeiters Grzyb. Dem geradezu aufbeistehenden Verhandlungsbericht entnehmen wir folgendes:

Bei seiner Vernehmung gab Kokott zunächst an, daß er am 25. August den Arbeiter Grzyb, der durch den Polizisten Freiß verhaftet werden sollte, aber Widerstand leistete, zur Wache habe bringen lassen. Dort angekommen, fand er etwa fünf bis sechs andere Polizisten vor, denen er sofort zurief: „Nacht, daß ihr rauskommt, macht aber vorher Türen und Fenster zu.“ Aus Aerger darüber, daß Grzyb seinen Kollegen Freiß verletzt habe, griff er zum Säbel und versetzte dem Grzyb etwa 7 bis 8 Schläge über den Kopf und Rücken, worauf G. hinfiel und liegen blieb. Darauf trat der Wachhabende Wegehaupt mit dem blanten Säbel in der Hand hinzu und schlug ebenfalls auf den schon vor Schmerzen wimmernden G. ein. Da Kokott der Meinung war, daß G. nur simuliere, schlug er ebenfalls auf den am Boden Liegenden mit dem Säbel wieder ein. Dann wollten beide den Gr. auf die Britsche legen, wobei sie sahen, daß dieser sehr blaß aussah und daß ihm Blut aus dem Munde lief. Daraufhin wurde ein Arzt gerufen. Die weitere Vernehmung gestaltete sich wie folgt:

Vorsitzender: „Sie sollen den Toten noch geschlagen und mit Füßen getreten haben? — Kokott schweigt, er will sich daran nicht erinnern.“

Vorsitzender: Kokott! Wer hat dem Verstorbenen nun den tödlichen Stich beigebracht? Sie wissen doch, daß Grzyb von hinten gestochen wurde, und zwar so, daß der ganze Körper durchbohrt war, so daß der Säbel vorn aus der Brust herauskam. Dabei wurden auch mehrere Rippen sehr verletzt. (Große Bewegung.)

Kokott: Ich habe den tödlichen Stich nicht geführt.

Vorsitzender: Nun, dann muß Wegehaupt den tödlichen Stich doch geführt haben.

Kokott: Ja, sicher! Nach der Tat sagte Wegehaupt zu mir: Nun schau eigen wir aber, damit wir nicht rein kommen. Später bei der Vernehmung sagte Kriminalkommissar Ludwig zu mir: „Ach, die Sache ist nicht so schlimm, auf so einen kommt es gar nicht an.“ (Große Bewegung.) Bei der letzten Behauptung bleibt Kokott, obgleich ihm der Vorsitzende die völlige Unmöglichkeit vorhält.

Der Angeklagte Wegehaupt erklärt: Die Darstellung des Kokott ist völlig zu seinen Gunsten gefärbt. Als Grzyb und Kokott die Wache betreten, zog K. sofort seinen Säbel, faßte etwa in der Mitte der Klinge und schlug unarmherzig auf Grzyb los. Während dieses Schlags muß er den tödlichen Stich geführt haben. Als Grzyb am Boden lag, schlug Kokott immer noch auf ihn ein und sagte: „Kriechere du Tod!“ (Große Bewegung.) Ich als Wachhabender beschäftigte mich mit dem blutenden Kollegen Freiß. Als Grzyb am Boden lag, schritt ich ein und forderte ihn auf, aufzustehen. Da dieses nicht geschah, so zog ich meinen Säbel und schlug mit der flachen Klinge auf ihn ein. Inzwischen waren Leute in die Wache gekommen, auf die ich zuging und sie rauswies. Inzwischen sprang Grzyb auf, jähre und wimmerte und kurzte wieder zusammen. Ich glaubte, er verstellte sich, was mich ärgerte und so schlug ich nochmals mit der flachen Klinge auf Grzyb ein. (Große Bewegung.)

Vorsitzender: Weshalb schlugen Sie auf den Verstorbenen?

Wegehaupt: Ich habe nur meine Pflicht getan. Vorsitzender: Auch dienlich? Wegehaupt: Ja! Vorsitzender: Na, Sie haben eine schöne Auffassung vom Dienst und der Pflicht.

Wegehaupt schubert dann, wie Kokott den Sterbenden mit einem Eimer Wasser begossen, mit Füßen getreten, ja gar mit dem Säbel ins Gesicht geschlagen und geprügelt habe: „Ach, wenn der Bierun stirbt, dann stirbt er!“ (Große Bewegung.)

Polizeiseergeant Karl war auf der Wache, als Kokott den Grzyb hincinkickte. Kokott rief sofort: „Fenster und Türen zu!“ Freiß setzte sich hin und war sehr matt, doch ist anzunehmen, daß er den Vorgang beobachtet hat. Kokott habe sofort auf Grzyb eingeschlagen, und zwar mit dem Säbel, ford nach dessen Kopf und Rücken. Dann ging Wegehaupt gleichfalls mit gezogenem Säbel zu und beide drängten den Grzyb die Stufen hinauf nach der Wachtmeisterstube. Jetzt brach Grzyb mit lautem Aufschrei zusammen, und in wenigen Augenblicken war er tot. Offenbar hat er hier den tödlichen Stich erhalten. Wer ihn geführt hat, weiß er nicht. Als Grzyb schon tot war, schlug Kokott ihn noch mit dem Säbel ins Gesicht, was mich auf das höchste erregte. Ich machte K. Vorwürfe und dicke meinte: es sei ja recht tömisch, daß man solche Menschen in Schutz nehme. (Bewegung.) Nach der Ansicht des Zeugen war Wegehaupt weniger an der Sache beteiligt, Kokott sei der weitaus Rohere und Gefährlichere.

Trotz der von den Angeklagten an den Tag gelegten Robeit beantragte der Staatsanwalt die Bejahung der Frage nach mildernden Umständen!

Die Geschworenen bejahten die Fragen nach Körperverletzung mit tödlichem Ausgang unter Annahme mildernder Umstände. Nach kurzer Beratung wurde das Urteil verkündet, das gegen Kokott auf drei, gegen Wegehaupt auf zwei und einhalb Jahre Gefängnis lautet. Je zwei Monate werden den Bestien in Menschengestalt auch noch von der Unterjuchungshaft an gerechnet!

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Meyer, Steglitz. Für den

Die Geheimnisse der Volkswirtschaften sind durch diese Verhandlung um einen betrübenden Fall reicher. Daß diese Kerle überhaupt zur Verantwortung gezogen wurden, ist lediglich dem Eingreifen der Breslauer „Volkswacht“ zu danken, die energisch eine Aufklärung über den „tot auf der Polizeiwache umgefallenen Arrestanten“ verlangte.

Herr v. Dallwitz aber wird sich vielleicht schon morgen wieder hinstellen und unter dem Beifallsgewehrer rechts werfeln, daß in seinem Reiche alles in Ordnung und die Sozialdemokratie raschestens auszurotten sei.

Vom Jahrmakkt des Lebens.

Das neue Junkerpalladium.

Die alljährliche Wünderparade sieht die unterschiedlichsten Vertreter der Agrarwirtschaft beisammen. Neben dem mit Ledensjoppe und grünem Hüthen ausgestaffierten Bauern, der höchst eigenbeinig auf seiner Scholle luten peddt, sitzt im Pelz und Zylinder der feudale Junker, der von der Landwirtschaft manchmal gerade soviel versteht, daß sein Keisepferd Gaser frißt und Gaser daher ein andauerndes Produkt darstellt.

So verschieden die Tracht, so verschieden sind auch die Interessen unserer Wünder. Nur im Jirkus Busch finden sie sich gelegentlich einer Extravortstellung alle zusammen, um gemeinsam zu schreien nach Erhöhung der Zölle. Noch ein flammendes Bekenntnis zum alleinigmachenden Schnaps und dann laufen sie auseinander. Die einen, um in christlicher Nächstenliebe die gefallenen kleinen Mädchen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, die anderen, um in der Generalversammlung des Vereins der Spiritusfabrikanten das Bekenntnis zum Schnaps in Gold umzumünzen.

Neue Wege zu höherer Kultur sind auf der diesjährigen Generalversammlung des genannten Vereins dem deutschen Volke geoffen worden. Neue Trinksitten wurden auf der Tagung vom Geheimrat Professor Delbrück gefördert. Jeder brave Deutsche trinke statt der ausländischen Weine den aus deutschem Kartoffelspiritus hergestellten „Whisky und Soda“! lautete die neueste agrarische Parole. Denn das ist notwendig, mußte doch auf der Versammlung, die jeden wahren Patrioten wehmütig stimmende Tatsache mitgeteilt werden, daß das Jahr 1912/13 seit Bestehen des Branntweinsteuergesetzes zwar die höchste Erzeugungsziffer in Spiritus, aber den geringsten Trinkverbrauch aufweist.

Whisky und Soda ist die Parole. Nur Herrn Dr. Diederich Dahn soll hin und wieder ein Verbrüderungsschnaps stärkerer Wirkung ein Spiritus fini mit Pfeffer, gestattet sein.

Heil der verfeinerten Kultur! Deutscher Whisky und Soda gibt die nötige Stimmung! Deutscher Whisky und Soda wird sich bald, in ausreichendem Maße genossen, als ein nicht zu unterschätzender Faktor im Kampfe gegen die unsittliche Geburtenbeschränkung erweisen. Whisky und Soda, hergestellt aus prima ostelbischen Futterkartoffeln, ist daher das Palladium, unter dem sich alles, was wahrhaft patriotisch ist, zusammenschart zum Kampfe gegen die Unsittlichkeit und gegen die noch unsittlichere Enthaltensamkeit vom Junkerfusel.

Lehren für angehende Staatsbeamte.

Zu den wesentlichsten Dingen des Dienstes gehört die Antimie. Ohne Antimie kein Verstand, ohne Antimie keine Kenntnisse, ohne Antimie kein Dienst!

Tue stets geschäftig und wenn du von neun bis drei nur zu frühstücken und den „Total-Anzeiger“ zu lesen brauchst, und stöhne über viele Arbeit, wo du geist und fleißt. Heber das Hebermaß deiner Arbeit! Wenn du vorträgst, so trage mit Wichtigkeit vor! So ehrfurchtsvoll und demütig du auch deine Vorgesetzten anreden mußt, so sehr hast du dich doch im Schnauzen und Angrunzen gegen Untergebene zu üben. Trete überall nach unten hin mit energischer Grobheit auf. Sollst du darin zu wenig Übung haben, weil du leider nur Zivilantwärtler bist, so suche die Nähe von Kasernen und Exerzierplätzen auf, wo wirst dort wertvolle Einblicke in die Geheimnisse des Tons zwischen Vorgesetzten und Untergebenen erhalten! Gleichfalls sehr lehrreich ist zu Anfang deiner Dienstjahre der Besuch von Instituten für Hundedressur!

M. w.!

Der Polizeiminister hat seine Freude an der ihm unterstellten Polizeiarmer. Fest und treu steht sie zu König und Vaterland. Wenn wirklich mal einer der Untergebenen aufbegehrt und so etwas wie Vereinigungsrecht fordert, wird er im Interesse der Disziplin an die russische Grenze deportiert — ein Sibirien haben wir leider immer noch nicht — oder kann im Falle sich auf seine Polizeipflicht besinnen. Aber der Polizeiminister hat auch seinen gefunden Aerger mit der ihm unterstellten Polizeiarmer.

Vom Westen und vom Osten Russlands her kommen allerlei üble Duffte. Stumpfsinigen spielen in Köln, Essen, Kalsowit und anderorts. Der königlich preussische Polizeikommissar a. D. Karl u. Trezkow und sein noch berühmterer Amtskollege, der königlich preussische Polizeigenant und Schwerebrecher Paul Keiling, riechen auch nicht gerade nach Rosenöl. Frau Nachbarin, euer Kläschchen!

M. w.! — machen wir — ist die Parole! Konzeption gefällig? Nachen wir gegen entsprechende Bezahlung oder Genußmittellieferung.

Verbandsmitgliederlisten gefällig? M. w.! Haben Einbruchsspezialisten auf Lager.

Wessertisch gefällig? M. w.! sagt schmunzelnd der Polizeigenant und Streifbrecherlieferant Keiling und nimmt den sicherer wirkenden Revolver.

M. w.! hieß es in Myslowitz, wenn ein Polizeier sein Quantum Bier und Schnaps gratis vertilgen wollte. M. w.! sagten die Wirte, denn sie wußten, daß M. w. — Max Weichmann, Angestellter des Auswanderungsbureaus der Papag — mit Freunden für die lustigen Becher aufkam.

Ehebruch gefällig? M. w.! haben wir in allen Freislagen und Sortierungen auf Lager, sagt Herr v. Trezkow und vernichtete seine Ehebruchoperatore männlichen und weiblichen Geschlechts auch zu einer Zeit, als er noch nicht a. D. war.

Der Polizeiminister hat seine Freude an der ihm unterstellten Polizeiarmer. Fest und treu steht sie zu König und Vaterland. Wenn auch einzelne Glieder brüchig sind, im Kampfe gegen den inneren Feind stehen alle voll und ganz ihren Mann!

Noch eine Nachwahl in Köln-Land.

In dem Dorfe Kendenich bei Köln ist nicht nur am 17. Februar, sondern auch am 18. Februar gewählt worden. Nach muster-gültigen Vorbereitungen der Herren Lehrer Dollig und Wehke, die für sozialdemokratische, liberale und gemüßliche Wahlzettelverteiler — zu diesen wurden natürlich nur die bravsten Knaben

bestimmt — gefogt hatten, begann der Kampf in der Klasse, dessen Endresultat für uns durchaus befriedigend war. Es erhielten

Sollmann 17 Stimmen
Auchhoff 3
Scaruppe 6

Es ist also auch in Kendenich am 18. Februar zu keiner Stichwahl gekommen; immerhin war die sozialdemokratische Opposition so erschreckend groß, daß man bei der geringen Sicherung des Wahlgewinnes für die Hebelstärker das schlimmste befürchten mußte.

Der geistlichehirt in dieser schwarzen Ecke wird nicht schlecht erschrocken sein, als er erfuhr, wie viele „Genossen“ in einer einzigen Klasse der Kendenicher Volksschule sitzen.

Spiel und Sport.

Um den Kronprinzenpokal.

Das gestrige Fußballspiel um den Kronprinzenpokal im Stadion versammelte circa 15 000 Menschen zu einer großen patriotischen Kundgebung. Reichsfänger, Kriegsminister und viele andere Minister und Vertreter hoher Staatsbehörden, die im Reichstag so oft fehlen, wenn die berufenen Vertreter des deutschen Volkes nach ihnen verlangen, hatten ihr Erscheinen zugesagt. In den Logen waren hohe Militärs zahlreich vertreten und oben auf den Stühlpfählen umsäumten viele Zehntausende das ganze Stadion, um der großen Dinge zu warten, die da kommen sollten.

Wer noch im Zweifel darüber war, aus welchen Gründen der Sport von den herrschenden Klassen so außerordentlich gefördert wird, der konnte sich hier davon überzeugen. Jungdeutschlandbund, Pfadfinder, Radfahrer, Turner, Athleten und Kriegervereine nahmen Aufstellung und dann folgte der Glanzpunkt: Die Ehrung Pöbdielskis. An der neugetauften Pöbdielski-Tische wurde eine Ansprache gehalten. Welche Verdienste sich Pöb — der vom Reichstag erst kürzlich ziemlich verächtlich gesprochen hatte — um das Grunewald-Stadion erworben habe und welchen Dank der Sport dem Militär schulde für seine Unterstützung, dann die Hauptpunkte: Wenn Armee und Volk in Deutschland zusammengehen, ist alles getan zum Wohle Deutschlands. Nun kam das auf derartigen Sportfesten übliche dreimalige Hurra auf Kaiser, König und Reich und dann die Huldigung der verschiedenen Körperschaften, wobei die Jungdeutschlandbündler vom größten bis zum kleinsten und dann die Kriegervereine einen Paradezug vorführten. Vor und nach dieser großen vaterländischen Parade fand das Fußballspiel um den Kronprinzenpokal statt, das Norddeutschland gegen Mitteldeutschland mit 2:1 gewann.

Den Arrangements dieser Veranstaltung kann das Talent nicht abgesprochen werden, daß sie die sportfreundliche Jugend vorzüglich vor den „vaterländischen“ Karren zu spannen verstehen. Vor sechs Jahren kaufte der Kronprinz einen Pokal und schenkte ihn dem deutschen Fußballbund. Um diesen aus dem Staatseinkommen begahlten Pokal finden seitdem alljährlich in ganz Deutschland eine Reihe Wettkämpfe statt, die vorzügliche Gelegenheiten geben, in den Sportkreisen für den hohen Spender begeisterte Stimmung zu machen. Diesmal waren die Fußballer beinahe bei dem hohen Protektor in Ungnade gefallen, denn als einige Landesverbände sich um den Pokal fortgesetzt herumschickten, drohte der Kronprinz, wenn nicht sofort Ruhe eintrete, wolle er das vor sechs Jahren gemachte Geschenk wieder zurückhaben. Das wirkte wie eine Bombe. Nunmehr gelang es dem deutschen Fußballbund, die feindlichen Brüder zu einigen, und so wurde der drohende unernehliche Schaden für den „deutschen Sport“ noch einmal glücklicherweise abgewendet.

Als das alte römische Reich seinem Verfall nahe war, da galt die Parole für das Volk: „Brot und Spiele!“ Bei uns scheinen manchmal Spiele allein zu genügen, um große Massen des arbeitenden und — arbeitslosen Volkes zu befrieden zu machen! —

Fußballresultate.

Weißensee gegen Kummelsburg 2:2; Schöneberg gegen B. f. B. 2:3; Südwest gegen Oberspre 3:2; Altonia gegen Hansa 10:1; Alt-Blitzide gegen Freie Sportvereinigung 0:6; Adler gegen Bernau 3:0; Union gegen Panitzsch 13:1; A. B. C. gegen Richte 3:4:2; Tempelhof-Variandorf gegen Reuß-Nuß-Brick 2:6; Hertha gegen Waldmannslust 2:0; Froh und Frei gegen Eiche-Teigel 1:9; Richte 4 gegen Richte 18:4:0; Sportklub Weißensee gegen Eiche-Teigel 3:1; Freie Sportvereinigung (2. Mannschaft) gegen A. B. C. 2:2; Waldsiedler Adler 2:2; Richte 17 (2. Mannschaft) gegen Weißensee (3. Mannschaft) 11:1; Sperber (2. Mannschaft) gegen B. f. B. 0:6; Freie Turnerschaft Reinickendorf gegen Ludenwalde 2:2; Freie Turnerschaft Reinickendorf gegen Schönholz 7:0; Union (2. Mannschaft) gegen Spandau (2. Mannschaft) 19:1; Jung-Stralau gegen Richte 14:1; Charlottenburg gegen Altonia 0:7; Altonia (2. Mannschaft) gegen B. f. B. 1:2; Johannisthaler Fußballklub gegen Rüstig-Vorwärts 3:2; Rüstig-Vorwärts (2. Mannschaft) gegen Wilmersdorf kampflos gewonnen von Rüstig-Vorwärts; Rüstig-Vorwärts gegen Stralauer Fußballklub 3:2 für Rüstig-Vorwärts.

Fußball:

Reinickendorf gegen Ludenwalde 72:65; Eiche-Teigel gegen Wittenau 35:40; Schönholz gegen Vorfigwalde 37:37.

Turner.

Ein Wettturnen veranstaltete gestern der Turnverein „Richte“ in der Turnhalle Grolmonstraße. Wettturn wurde an Red, Barren und Pferd in zwei Schwierigkeitsstufen. In der Oberstufe beteiligten sich 35 Turner und in der Mittelstufe 60.

Schwimmer.

Der Arbeiterschwimmverein „Nord“ veranstaltete gestern in der Badeanstalt Gerlichstraße ein hart bekämpftes Schwimmfest. Einzelleistungen wie Wassenaufführungen lieferten den Beweis für gutes Können. Besonderen Beifall fanden der Damenreigen und der Kunstreigen.

Deutscher Holzarbeiter-Verband.

Verwaltung Berlin.

Gente, Montag, den 23. Februar, nachm. von 3—9 Uhr findet im „Gewerkschaftshaus“, Engelauer 15 für die

Christenankasse der Tischler und Pianofortarbeiter

Wahl des Ausschusses

statt. Jedes Verbandsmitglied, das in obiger Klasse verifiziert ist, muß an dieser Wahl teilnehmen, wenn die Gegner nicht auf die Bewerlung der Klasse einen Einfluß ausüben sollen, der ihnen siffermäßig gar nicht zusteht.

Wer noch nicht im Besitze einer Wahlkarte ist, lasse sich von seinem Arbeitgeber eine Bescheinigung geben, daß er bei demselben in Arbeit steht und gebe damit zur Wahl.

Der Wahlvorschlag des Holzarbeiter-Verbandes und der freien Gewerkschaften ist

Liste 1.

Die Ortsverwaltung.

Buchdrucker u. Verlagsanstalt Van' Singer u. Co., Berlin SW.